

ENGAGIERT FÜR DAS LEBEN

Zusammenhalt gestalten

**Bundesweite Aktionen vom
13. bis 20. April 2013**

13. April 2013
**Bundesweite
Eröffnung
in Mannheim**

Besuchen Sie unsere neue Website
www.woche-fuer-das-leben.de



3 Vorwort

Grundsatzbeiträge

- 5 Diakonische Verantwortung zwischen Wettbewerb und Anwaltschaft – Subsidiarität neu gestalten

OKRin Cornelia Coenen-Marx, Hannover

- 10 Wenn nicht hier, wo sonst? Diakonisch im Sozialraum

Pfarrer Franz Meurer, Köln

Handlungsfelder

Beispiele aus Mannheim, Ort der bundesweiten Eröffnung der *Woche für das Leben* 2013

- 14 Zusammenhalt gestalten heißt: die Menschen zusammenbringen

Dekan Ralph Hartmann, Evangelische Kirche in Mannheim, und Stadtdekan Karl Jung, Katholische Kirche in Mannheim

- 16 Mannheimer Vesperkirche

Pfarrerin Ilka Sobottke, CityGemeinde Hafen-Konkordien, Mannheim

- 21 „Kirche findet Stadt“ – Ökumenisches Leuchtturmprojekt in der Quartierarbeit

Caritasverband Mannheim e.V.

- 22 Mannheimer Integrationsbegleiter – Eine Brücke in die deutsche Gesellschaft

Caritasverband Mannheim e.V.

- 24 Meile der Religionen

Pfarrerin Ilka Sobottke, CityGemeinde Hafen-Konkordien, Mannheim

Praxis

- 27 Anregungen für die Gottesdienstgestaltung

- 34 Impressum



Engagiert für das Leben: Zusammenhalt gestalten

Der laufende Dreijahreszyklus der *Woche für das Leben* steht unter der Thematik „Engagiert für das Leben“. In diesen drei Jahren wollen wir darauf hinweisen, dass sich auch in hoch entwickelten Gesellschaften ein gerechtes und solidarisches menschliches Miteinander nicht einfach von selbst einstellt. Ein solches Miteinander ist aber eine Grundvoraussetzung dafür, dass Menschen sich wohlfühlen, Familien gründen und mit Vertrauen und Zuversicht Alltag und Zukunft gestalten. In einer freiheitlichen Gesellschaft wie der unseren wachsen die Möglichkeiten, Berufe, Wohnorte, Lebensentwürfe zu wählen – mit den Wahlmöglichkeiten aber wachsen zugleich Entscheidungszwänge und gesellschaftliche Komplexität. Die Vielfalt nimmt zu und will gestaltet sein.

Dabei hat der Staat nicht die Aufgabe, alles Zusammenleben zentral zu regeln – und er sollte es auch nicht tun. Ein funktionierender Staat trägt Sorge für die Rahmenbedingungen: Die Grundlagen einer politischen Ordnung, Recht und Gesetz, ein funktionierendes Gesundheits-, Bildungs- und Sozialwesen müssen für alle Menschen gleichermaßen gesichert werden. Aber innerhalb dieser Grenzen, die unsere persönlichen und sozialen Menschenrechte garan-

tieren, benötigt man eine engagierte Zivilgesellschaft in freiwilligen Zusammenschlüssen, in Nachbarschaftsinitiativen, Familienzentren, Freizeitvereinen und anderen institutionellen Einrichtungen und privaten Initiativen, die dazu beitragen, dass Menschen ihr Leben gestalten und, wo nötig, Halt und Struktur finden können. Den sozialen Nahbereich gestalten die Menschen vor Ort und die dazu sich bildenden kleineren sozialen Einheiten in aller Regel besser, als es eine zentrale Steuerung vermag. Die kirchliche Soziallehre hat das Prinzip des Vorrangs der Gestaltung durch kleinere Einheiten schon lange beschrieben, es ist unter dem Stichwort „Subsidiarität“ bekannt. Das Subsidiaritätsprinzip verpflichtet aber auch die nächsthöhere Einheit dazu, dort unterstützend einzugreifen, wo die kleinere Einheit die Gestaltung des Zusammenlebens nicht verlässlich ordnen kann.

„Zusammenhalt gestalten“ heißt das Motto der *Woche für das Leben* in diesem Jahr. Es will auf die Notwendigkeit einer solchen Nahraumgestaltung hinweisen, aber auch die zahlreichen gelungenen Beispiele, die bereits existieren, würdigen. Das vorliegende Themenheft greift viele solcher Ideen auf. Wie schon die beiden Grundsatzbeiträge

von Frau Oberkirchenrätin Cornelia Coenen-Marx und dem Kölner Pfarrer Franz Meurer anschaulich belegen, sind die Ideen für eine Gestaltung eines Miteinanders, auch unter sozial schwierigen Bedingungen, dort nahezu grenzenlos, wo die Menschen motiviert sind, sich für ihr Lebensumfeld einzusetzen. Pfarrer Meurer beschreibt etwa die seit etlichen Jahren in seinem Viertel organisierte „Kinderstadt“. Daran nehmen in den Sommerferien rund 600 Kinder teil, und 250 Erwachsene setzen ihre Freizeit bereitwillig ein, um Kindern ein Ferienerlebnis zu ermöglichen, die ansonsten keine Möglichkeit zum Urlaub haben. Er berichtet außerdem von Sprachtraining im Kindergarten, von Kleiderkammern und wöchentlicher Essenausgabe für 350 Menschen. „Die Lösungen kommen nicht von oben, vom Staat, der Verwaltung, von der Hierarchie. Die besten Experten sind die betroffenen Menschen vor Ort!“, schreibt er in seinem Beitrag (siehe Seite 12). Auch aus Mannheim, wo in diesem Jahr in der Citykirche Konkordien die *Woche für das Leben* bundesweit eröffnet wird, haben wir viele Beispiele kreativen Gestaltens von Miteinander in das Themenheft aufgenommen. Etwa die Vesper-

Robert Zollitsch

Erzbischof Dr. Robert Zollitsch
Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz

kirche, bei der in jedem Januar vier Wochen lang täglich 500 Gäste in der Konkordienkirche von insgesamt 600 Ehrenamtlichen mit Essen und medizinischer Hilfe versorgt werden, aber auch „geistige Nahrung“ in Form von Andachten, Predigten und Konzerten erhalten. In Mannheim haben die katholischen und evangelischen Dekanate die bundesweit erste Rahmenvereinbarung geschlossen, um die ökumenische Zusammenarbeit zum Wohl der Stadt fest zu vereinbaren. Dort diskutiert man im Rahmen des bundesweiten Projektes „Kirche findet Stadt“ auch Themen wie demografischer Wandel, generationengerechte und familiengerechte Nachbarschaft, Armut und Mangel an Teilhabe, Bildung vor Ort, Inklusion und Integration, Nahversorgung und Mobilität.

Das Themenheft möchte dazu anregen, sich an der *Woche für das Leben* 2013 mit Veranstaltungen unter dem Jahresmotto „Zusammenhalt gestalten“ zu beteiligen, selbst Ideen zu verwirklichen oder schon bestehende Projekte vorzustellen. Wir wünschen der *Woche für das Leben* im Jahr 2013 eine rege Beteiligung!

Nikolaus Schneider

Dr. h.c. Nikolaus Schneider
Vorsitzender des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland

Diakonische Verantwortung zwischen Wettbewerb und Anwaltschaft – Subsidiarität neu gestalten

OKRin Cornelia Coenen-Marx, Kirchenamt der EKD, Hannover

I. Teil
Grundsatzbeiträge

1. Ein Anfang – ein Ende?

„Kirche findet Stadt“ – so heißt ein ökumenisches Projekt, das in den Jahren 2011 und 2012 vom Bundesministerium für Stadtentwicklung, Bauen und Verkehr gefördert wurde. „Kirche findet Stadt“, im Dorf, im Quartier, im Viertel. Kirche bleibt nicht im Verborgenen, sie ist kein Museum – sie lässt sich ein auf die Herausforderungen ihrer Nachbarn. Bundesweit lotet das Projekt „Kirche findet Stadt“ Möglichkeiten der Zusammenarbeit aus – von Kirchen und ihren Wohlfahrtsverbänden mit anderen Partnern im Stadtteil: mit Schulen und Wirtschaft, mit Sportverbänden und Initiativen des bürgerschaftlichen Engagements. Es geht darum, die Kirche in den Netzwerken der Stadtentwicklung zu verankern. Insgesamt 120 Projekte aus ganz Deutschland haben sich als Referenzstandorte gemeldet; 36 davon wurden ausgewählt. In der evangelischen Kirche sprechen wir in diesem Zusammenhang von Gemeindediakonie, lieber noch von Gemeinwesendiakonie.

Eines dieser Projekte liegt in Gelsenkirchen. Dort drohte die Gefahr, dass der Kirchenkreis ein Gemeindehaus in einem benachteiligten Stadtteil aufgibt. Gelsenkirchen gehört zu den hoch verschuldeten Städten des Ruhrgebiets; die Stadt leidet unter der Abwanderung der aktiven Generation; zurück bleiben Ältere und Hartz-4-Empfänger und viele Bürgerinnen und Bürger mit Migrationshintergrund. Die Armut ist groß – und auch die Zahl der Kirchensteuerzahler schrumpft. So entschloss sich der Pfarrer, mit einigen Engagierten in der Gemeinde das Gemeindehaus zu einem Stadtteilzentrum umzubauen. Mit Mittagstisch für die Kinder, mit Pflegeberatung und Treffpunkt für die Älteren – ein Knotenpunkt im Quartier, wo Hilfe andocken kann. Das alles wäre nicht möglich gewesen ohne die Umwandlung in einen Verein, der viele prominente Mitglieder hat und reichlich Spenden bekommt – dazu Sponsorengelder von BP Deutschland. Die Gemeinde ist nun also Mieter dieses Stadtteilvereins – und ihr diakonischer Dienst prägt das Profil. Ein Anfang, der zugleich neue Fragen aufwirft. Denn der Verein, der hier entstanden ist, entspricht



nicht den Zugehörigkeitsrichtlinien von Kirche und Diakonie. Zu viele Mitglieder gehören nicht der evangelischen Kirche an.

Das Problem ist nicht neu. Seit den 1980er-Jahren gewann der Paritätische Wohlfahrtsverband besonders viele neue Mitglieder. Die Bürgerbewegungen der 70er- und 80er-Jahre hatten die Idee der Selbstbestimmung und Selbsthilfe stark gemacht. Es war die Zeit, in der die Jugendhilfe Familienwohngruppen errichtete als Frauen- und Mütterzentren entstanden, die Sozialpsychiatriebewegung die psychiatrische Versorgung in den Städten verbesserte. Die großen Träger begannen allmählich, sich zu ambulanisieren; Jugendliche aus belasteten Familienverhältnissen, psychisch kranke und behinderte Menschen kehrten zurück ins Quartier. Zugleich entstand die Gemeinwesen- und Stadtteilarbeit – Sozialarbeiter waren gefragt, die nicht nur einen Blick für die Klienten, sondern auch für die Strukturen hatten. Soziale Arbeit sollte und wollte nicht nur den Menschen helfen, sondern auch die Gesellschaft verändern. Die sozialen Bewegungen dieser Jahre waren Befreiungsbewegungen. Es sollte Schluss sein mit einer Art von Fürsorge, die die Hilfebedürftigen zu Objekten



macht. Schluss mit dem „Sozialpaternalismus“, der die Wohlfahrtspflege lange bestimmt hatte. Sozialarbeiter, Sozialpädagoginnen, aber auch Pflegende und Kinderärzte wurden zu Anwälten der Betroffenen.

1989 zeigte eine folgenschwere Prognos-Studie, dass die unterschiedlichen Milieus, die die Verbände der freien Wohlfahrtspflege trugen, erodierten und dass die Rückbindung von Diakonie, AWO und anderen an ihre verschiedenen zivilgesellschaftlichen Kontexte deutlich abnahm. Damit glichen sich die Träger in ihrem Profil einander immer mehr an. An die Stelle der Milieubestimmtheit war die Professionalisierung getreten, an die Stelle von Bindungen die Rechte der Nutzer.

In den 60er- und 70er-Jahren, zu Zeiten des Kostendeckungsprinzips, spielte der kulturelle Kontext bei der Wahl einer Einrichtung eine entscheidende Rolle. Kirchliche Einrichtungen standen neben städtischen, die Dienste der AWO hatten einen anderen Auftrag als die der Caritas. Dass das heute nicht mehr so selbstverständlich ist, zeigt sich nicht zuletzt daran, dass einzelne Wohlfahrtsverbände in der Jugend- und Familienhilfe oder in der Sozialpsychiatrie das Management für ganze Stadtteile übernehmen – im Kontrakt und als Auftragnehmer der jeweiligen Stadt. Anfang der 90er-Jahre, kurz nachdem die erwähnte Prognos-Studie erschienen war, ging es um die Frage, welche Rolle

das Wunsch- und Wahlrecht der Nutzer, die Trägervielfalt und vor allem der bedingte Vorrang der freien Wohlfahrtspflege gegenüber dem Staat bei der Neufassung des Jugendhilfegesetzes spielen sollten, es ging um das Subsidiaritätsprinzip. Das Subsidiaritätsprinzip versteht die Leistungsträger als die Treiber der Wohlfahrt, selbst dann, wenn 90 Prozent der Mittel vom Staat oder aus Sozialkassen kommen. Sie sind es, die im eigenen Auftrag Hilfsangebote gestalten, Mitarbeiter ausbilden, Innovationen schaffen – die öffentliche Hand steht ihnen lediglich unterstützend zur Seite. Was aber bei der Reform des Jugendhilfegesetzes noch gelang, war bei der Einführung der sozialen Pflegeversicherung schon Geschichte. Mit diesem fünften Zweig des Sozialversicherungssystems begannen die Öffnung für privatwirtschaftliche Träger und die Einführung des wirtschaftlichen Wettbewerbs. Das Selbstkostendeckungsprinzip, das den Trägern der freien Wohlfahrtspflege die Freiheit garantierte, ihre eigenen Profile zu entwickeln, fiel zugunsten von Budgets und Fallpauschalen. Aus den Organisationen der freien Wohlfahrtspflege wurden Dienstleister, aus den Betroffenen Nutzer.

2. Wettbewerb und Eigenverantwortung

Der Ideen- und Profiwettbewerb in der freien Wohlfahrtspflege war erlahmt. So wurde Anfang der 90er-Jahre ein ökonomischer Wettbewerb in Gang gesetzt, der neue Unternehmensformen an den Markt bringen, wirtschaftliche Reserven erschließen und eine neue Transparenz herstellen sollte. In dieser Zeit nach der Wende haben die Entwicklung des gemeinsamen europäischen Marktes und der Standortwettbewerb in der globalisierten Wirtschaft eine wichtige Rolle gespielt. Denn in Brüssel wurde und wird seit Jahren darüber gestritten, ob die subsidiäre Ausgestaltung der Daseinsvorsorge in Deutschland rechtens ist. Es ist auch kein Zufall, dass die entscheidenden Veränderungen, die nun begannen, mit dem Ende der Systemkonkurrenz zwischen beiden deutschen Staaten zusammenfielen.

In der Arbeits- und Sozialversicherung wurde mit der Agenda 2010 das Prinzip des „aktivierenden Sozialstaats“ eingeführt. In der Rentenversicherung wurde mit der „Riester-Rente“ die zusätzliche Säule der finanziellen Eigenvorsorge aufgebaut. In der Krankenversicherung wurden neue Einnahmequellen bei den Versicherten selbst erschlossen – durch Zusatzangebote, Zusatzbeiträge, private Zusatzversicherungen und einen zweiten Gesundheitsmarkt mit ärztlichen Leistungen. Hilfeleistungen werden jetzt durchgängig als Dienstleistungen begriffen, die in Konkurrenz zueinander angeboten werden. Hilfebedürftige wurden zu Kunden.

Bei diesen Veränderungsprozessen spielt der demografische Wandel eine wesentliche Rolle. Im Blick auf die Alterssicherung streben fast alle politischen Parteien eine Erhöhung der Lebensarbeitszeit in Kombination mit privater Vorsorge und Mindestrente an. Und im Blick auf das Gesundheitssystem ist klar, dass die wachsende Zahl hochaltriger und pflegebedürftiger Menschen und der medizinische Fortschritt zu einer Ausweitung der Angebote führen müssen, obwohl das solidarische Sicherungssystem weitere Kostensteigerungen nur bedingt verkraftet. Vor diesem Hintergrund ist Eigenverantwortung zu einem politischen Schlüsselbegriff geworden. Ähnlich wie bei der „Riester-Rente“ soll nun auch in der sozialen Pflegeversicherung eine zusätzliche Säule der finanziellen Eigenvorsorge aufgebaut werden.

Öffentliche Sparprogramme reichen aber nicht aus, wenn wir auf den demografischen Wandel sehen – in Wahrheit brauchen wir Investitionen in Kinderkrippen und Ganztageseinrichtungen und in die Gestaltung von altersgerechten Wohnquartieren. Manche sprechen in diesem Zusammenhang von einem sozialinvestiven Staat. Die ausblutenden Kommunen können allerdings kaum noch stemmen, was dabei von ihnen erwartet wird. Denn die Investition in Er-

ziehungs- und Beratungsaufgaben oder Eingliederungshilfe liegt bei ihnen. Und wenn es nicht zu einer neuen Aufgabenverteilung und einem anderen Finanzausgleich zwischen Bund, Ländern und Gemeinden kommt, wird sich diese Situation angesichts des demografischen Wandels, veränderter Familienstrukturen und der gesellschaftlichen Spaltung verschärfen. Das ist der Hintergrund, vor dem auch in den Kommunen Steuerungsmodelle eingeführt wurden, die eher der französischen „économie sociale“ als der deutschen Tradition der Subsidiarität entsprechen – mit regionalen Budgets, einem Preis- und Qualitätswettbewerb der Anbieter und Kontrakten zwischen Kommunen und Trägern. Die Städte selbst verstehen sich nicht mehr nur als Kostenträger, sondern mehr und mehr als Auftraggeber,

Eigenverantwortung und Wettbewerb stehen den Prinzipien der Subsidiarität an sich nicht entgegen, sie gehören zu den grundlegenden Prinzipien der sozialen Marktwirtschaft.

die mit ihren Kontrakten Zielsetzungen, Grundsätze und Qualitätsmaßstäbe vereinbaren. Dabei treten sie zum Teil selbst mit ihren kommunalen Einrichtungen als Wettbewerber auf.

Eigenverantwortung und Wettbewerb stehen den Prinzipien der Subsidiarität an sich nicht entgegen, sie gehören zu den grundlegenden Prinzipien der sozialen Marktwirtschaft. Der Sozialmarkt aber, der inzwischen entstanden ist, ist eben kein freier Markt. Die Investitionen werden staatlicherseits vergeben und gesteuert. Die Träger treten in einen reinen Preiswettbewerb, wobei der Kostenträger oft auch selbst die Qualität kontrolliert. Vor allem auf der Ebene der Kommunen macht die neue Logik des Vergaberechts den Kostenträger Kommune zum monopolistischen Nachfrager. Damit hat sich das sozialstaatliche Dreiecksverhältnis zwischen Leistungsträgern, Kostenträgern und Nutzern grundlegend verändert. Die Leistungsträger haben an Einfluss und Gestaltungsspielraum verloren. Der damit einhergehende Profilverlust hat die Pluralität noch weiter geschwächt. Die verfassten Kirchen und ihre Unternehmen gehören zu verschiedenen „Welten“ – die einen bewegen sich im Markt, die anderen in der Zivilgesellschaft. Dabei bewegen sich die kirchlichen Unternehmen der beiden Konfessionen mehr und mehr aufeinander zu. Manche haben bereits die Zukunftsvision eines christlichen Unternehmensverbandes. Was aber Subsidiarität ausgemacht hat: das Wunsch- und Wahlrecht der Betroffenen wie auch die Trägerpluralität – ist erheblich unter Druck.

3. Subsidiarität – wo wir herkommen

Das deutsche Subsidiaritätsprinzip ist Kontrapunkt zu einem Versorgungs- oder Fürsorgestaat, in dem die Impulse vom Staat ausgehen und die Initiativen der Bürgergesellschaft nicht gewünscht sind. Es ist aber auch das Gegenbild zu einem liberalen „Nachtwächterstaat“, in dem der Staat lediglich für Sicherheit und Ordnung sorgt und ansonsten alle Initiative den Bürgern oder dem Markt überlässt. Der katholische Sozialethiker Oswald von Nell-Breuning hat es so auf den Punkt gebracht: „So viel Freiheit wie möglich, so viel Staatstätigkeit wie nötig“. Im gemeinsamen Wort der Kirchen zur sozialen und wirtschaftlichen Lage von 1997 liest sich das so: „Subsidiarität heißt: zur Eigenverantwortung befähigen. Subsidiarität heißt nicht: den Einzelnen mit seiner sozialen Sicherung alleine lassen.“

Der Begriff „Subsidiarität“ taucht erstmals in der katholischen Soziallehre des 19. Jahrhunderts auf. Damals ging es um eine neue Verteilung von Aufgaben zwischen Staat und Gesellschaft – es ging einerseits um die Entwicklung von Sozialstaatlichkeit angesichts der Herausforderungen der Industrialisierung, die dann unter Bismarck auch zur Begründung unserer Sozialversicherungssysteme führte, andererseits und gleichzeitig um das Selbstbestimmungsrecht der Kirchen, wie es dann vor allem im Kampf der katholischen Kirche um Bildung und Schulen ausgetragen wurde. Im Kampf gegen den Totalitarismus hat das Subsidiaritätsprinzip dann wieder eine wesentliche Rolle gespielt. In der Enzyklika *Quadragesima Anno* von 1931 heißt es: „Jedwede Gesellschaftstätigkeit ist ihrem Wesen nach subsidiär: Sie soll die Gliederung des Sozialkörpers unterstützen, darf sie aber niemals zerschlagen oder aufsaugen.“ Es gilt das Prinzip „Hilfe zur Selbsthilfe.“ Die jeweils höhere Einheit muss die kleinere in ihrer Verantwortung subsidiär unterstützen. Das Subsidiaritätsprinzip geht davon aus, dass die Verantwortung des Einzelnen sich am besten entfalten kann, wenn er sein Leben in Freiheit gestaltet und dabei mit einer Vielzahl von intermediären Organisationen und freien Vereinigungen, Trägern und Verbänden zusammenarbeiten kann. Damit ist die Kultur beschrieben, die Deutschland – zuletzt Westdeutschland – über Jahrzehnte geprägt hat: von der Gründung von Verbänden von Arbeitgebern und Gewerkschaften, von Genossenschaften und Vereinen bis hin zu den Bewegungen der Selbsthilfegruppen. Die Kirchen und die Träger der Freien Wohlfahrtspflege spielen eine wichtige Rolle.

Diese Vielfalt ist seit Jahrhunderten in unsere Kultur eingeschrieben: Das Nebeneinander von katholischen und evangelischen Staatsgebieten, von evangelischen und katholischen Schulen, Vereinen und Hilfsangeboten und schließlich die Öffnung zur Arbeiterbewegung und zu humanistischen Verbänden hat dazu geführt, dass das Subsidiaritätsprinzip seine gesetzliche Verankerung in der Reichsfürsorgeverordnung der Weimarer Republik fand.

Nach dem Zweiten Weltkrieg und den Erfahrungen des Faschismus wurde vorgeschlagen, das Subsidiaritätsprinzip als grundlegendes Strukturprinzip in das Grundgesetz der Bundesrepublik aufzunehmen, was der Verfassungskonvent jedoch ablehnte. Gleichwohl galt es für lange Zeit als ungeschriebenes Gesetz, das sich etwa in der Selbstverwaltung der Kommunen, im Föderalismus oder auch im Selbstbestimmungsrecht der Kirchen niederschlägt. Auch der jüdische Wohlfahrtsverband ist dabei längst wieder einbezogen – über die Frage allerdings, wie muslimische Religionsgemeinschaften und Verbände an den gleichen Rechten beteiligt werden können, wird seit Jahren gestritten.

Es gilt das Prinzip „Hilfe zur Selbsthilfe“: Die jeweils höhere Einheit muss die kleinere in ihrer Verantwortung subsidiär unterstützen.

Mit der deutschen Ratifizierung des Vertrags von Maastricht 1992 wurde der Grundsatz schließlich explizit in Artikel 23 des GG verankert – allerdings ausschließlich unter Bezugnahme auf das Verhältnis des Nationalstaats zur Europäischen Union.

Das deutsche Sozialsystem mit den fünf Zweigen der Sozialversicherung und den ergänzenden Leistungen der Sozialhilfe ist selbst subsidiär gestaltet. Das hat den Vorteil, dass Leistungen in einem relativ hohen Ausmaß auf Bedarfe des Einzelfalls zugeschnitten werden können. Erst wenn Menschen aus verschiedenen Gründen durch das primäre Netz der Sozialversicherungen fallen, sichern in letzter Instanz – also wiederum subsidiär – die verschiedenen Leistungsformen der Sozialhilfe das Existenzminimum. Und auch die sind wieder differenziert, um spezifischen Bedarfen Rechnung zu tragen – etwa im Rahmen der Hilfe zur Gesundheit, der Hilfe zur Pflege und der Eingliederungshilfe für behinderte Menschen. Immer häufiger aber werden auch die Schattenseiten der Ausdifferenzierung deutlich: Die Verbindung zwischen den einzelnen Säulen funktioniert nicht und Menschen mit grundsätzlich ähnlichen Bedarfen erhalten, je nach Zuordnung, zum Teil inhaltlich und qualitativ unterschiedliche Leistungen. In der Kinder- und Jugendhilfe wie auch bei älteren Menschen zeigt sich zudem, dass die Verknüpfung viel zu schwach ist: Zwischen Bildungs-, Gesundheits- und Sozialsystem etwa frühe Hilfen zu organisieren, gleicht einem Kraftakt. Und zwischen Krankenversicherung, Pflegeversicherung und Reha fallen ältere Menschen oft so gründlich durch die Maschen, dass sie am Ende in einer stationären Einrichtung landen. Die Unterstützung hilfebedürftiger Menschen muss deshalb mehr und mehr eine Quer-

schnittsaufgabe werden, die sektoren- und berufsgruppenübergreifend zu erfolgen hat und sich an den Lebenskontexten von Menschen orientieren muss. Dabei werden die Kommunen und Regionalverbände eine wesentliche Rolle spielen.

4. Kirche in den Lebenskontexten – die neue Subsidiarität in der regionalen Diakonie

Auf der Ebene der Kommunen genügt es nicht, professionelle und preislich günstige Dienstleistungen anzubieten. Es geht nicht nur um Hilfebedarfe und Hilfsangebote, sondern um soziale Bürgerrechte. Es geht um die Frage, wie wir miteinander wohnen, lernen, arbeiten. An dieser Stelle ist die Kirche gefragt: Sie hat öffentlichen Raum, sie ist in den Wohnquartieren verankert und nach wie vor engagieren sich hier viele Menschen ehrenamtlich. Gerade die alten Einrichtungen von Diakonie und Caritas, die in ihren Konversionsprozessen ins Quartier zurückgehen, haben deshalb die Gemeinden neu entdeckt – als Anknüpfungspunkt für das oft verloren gegangene zivilgesellschaftliche Potenzial. Noch verhalten sich allerdings viele Gemeinden eher zögerlich. Denn Kirche ist wie Kommune mit dem Schwinden der finanziellen und personellen Mittel beschäftigt und organisiert sich selbst zunehmend in Konzentrations- und auch in Wettbewerbsprozessen um Leuchttürme oder Best-Practice-Modelle. Da kostet es Anstrengung, den Blick für ganz andere Kooperationschancen offen zu halten. Dabei sind Ehrenamtliche die entscheidenden „Detektoren“ für neue soziale Notlagen und offene gesellschaftliche Fragen. Das gilt für Armutsprojekte wie für Behinder-

tenrechte, für die Hospizarbeit wie für das Thema Demenz. Wie sähe die Integration behinderter Kinder aus ohne den wunderbaren Einsatz der Eltern, die sie trotz vieler schmerzhafter Erfahrungen zur Welt gebracht und erzogen haben? Wer würde die Alzheimer-Erkrankung zum gesellschaftlichen Thema machen, wenn nicht die Angehörigen? Die neuen sozialen Bewegungen von der Hospizbewegung über die Tafelbewegung bis zu den Angehörigengruppen geben vielfältige Anstöße für eine neue Subsidiarität, die plural und basisorientiert ist und sogar Sponsoren aus der Wirtschaft gewinnt – aber nicht mehr von zentralen Verbänden gesteuert wird. Das Beispiel aus Gelsenkirchen, aber auch die vielen anderen Modellprojekte von „Kirche findet Stadt“ zeigen, was möglich ist, wenn sich die unterschiedlichen Träger vor Ort zusammenschließen: Die Kirche stellt ein Haus, ein Unternehmen sponsert, Vereine und Ehrenamtliche tragen ihren Teil dazu bei, Gemeindepfarrer und ein Sozialpädagoge koordinieren.

Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, die Urgeschichte der Diakonie und der Caritas, ist im Laufe der Zeit vielfältig ausgelegt worden – dabei wurde in den letzten Jahren der Blick immer wieder darauf gerichtet, dass der Samariter den Überfallenen bei dem Wirt lässt und ihn bezahlt. Seit einigen Jahren identifiziert sich die Unternehmensdiakonie mit dem Dienstleister. Allerdings steht die Dienstleistung erst am Ende der Hilfekette. Am Anfang steht in moderner Sprache, das spontane Engagement. Und klar ist: Wer draußen steht, weil er krank und pflegebedürftig, behindert oder sozial benachteiligt ist, braucht mehr als gute Dienstleistungen. Er braucht Kontakte und Gemeinschaft, Unterstützer und Fürsprecher, damit er wieder am Leben teilhaben kann. Die Gemeinden vor Ort können dabei eine wesentliche Rolle spielen.



Wenn nicht hier, wo sonst?

Diakonisch im Sozialraum

Pfarrer Franz Meurer,¹ Köln

Es ist vieles möglich, auch wenn die Ressourcen knapp sind.
Wo alle zusammenstehen und gemeinsam handeln, entstehen neue Perspektiven.
Wie im Viertel Höhenberg-Vingst bei Köln.

Unser Vorteil ist die Armut. Sie ist Last und Segen zugleich. Last, weil unser Viertel eines mit Erneuerungsbedarf ist. Früher ein Arbeiterviertel, ist es heute betroffen vom Wegfall vieler Industriearbeitsplätze. Viele Menschen mit Migrationshintergrund sind zugezogen. Der Anteil der Kinder mit einem solchen Hintergrund liegt bei 76,4 Prozent. Viele Menschen finden keine Arbeit, leider besonders viele mit Migrationshintergrund. Große Sorgen machen uns die jungen Menschen in Haupt- und Förderschule; der Übergang in Beruf oder Arbeit ist sehr schwierig. So haben wir Bewerberbücher erfunden. Jeweils 50 oder 60 Schülerinnen und Schüler einer oder mehrerer Schulen stellen sich gemeinsam mit ihren Profilen vor, jeder auf einer Seite auch mit einem professionellen Foto. Das stärkt nicht nur Gemeinschaft und Motivation der Einzelnen, sondern beeindruckt auch Arbeitgeber und Politik. Die Botschaft ist: Wir wollen mitmachen in der Gesellschaft, unsere Arbeitskraft einsetzen; bitte gebt uns eine Chance! Diese Bewerberbücher werden schon an einigen Stellen in Deutschland nachgemacht. Gerne verschicken wir Muster. Letztes Jahr haben wir Plakatwände im Viertel gestaltet, die uns die Werbefirma Ströer unentgeltlich für je 20 Tage zur Verfügung stellte (dies macht die Firma in Ihrer Stadt garantiert auch; auch beklebt sie die Wand mit weißer Pappe). Auf jeder Plakatwand stellen sich sechs Hauptschülerinnen vor, mit ihren Stärken und dem Berufswunsch. Zum Beispiel: „Ich habe drei Schlangen und kann gut mit Tieren umgehen. Ich möchte in der Altenpflege arbeiten.“ Dazu ein großes Buntfoto aus dem Kopierladen. In der Altenpflege möchten viele Förderschülerinnen arbeiten. Leider geht das nicht, weil auch die Ausbildung zur Altenpflegehelferin schriftliche Prüfungen verlangt, die kaum zu schaffen sind. Hier sind Gesellschaft und Politik gefordert! Denn die jungen Menschen sind nicht Teil des Problems, sondern Teil der Lösung! Das Problem sind die Verantwortlichen in Kirche, Politik und Caritas, denen es nicht gelingt, neue Berufsbilder zu gestalten, die auch Menschen die Chance zur Partizipation



durch Arbeit gibt, denen der Herrgott nur begrenzte intellektuelle Fähigkeiten mitgegeben hat. Im Jahr 2035 wird jeder zweite Deutsche keine Kinder haben, jeder fünfte überhaupt keine Verwandten. Wie sollen wir die Pflege schaffen, wenn wir nicht auch Förderschülerinnen engagieren?

Unsere Armut ist auch ein Segen

Fast nichts können wir von Angestellten erledigen lassen, sondern müssen selber ran. Sonntags küstern Mitglieder des Pfarrgemeinderates, in der Woche Damen der Frauengemeinschaft. Mitglieder des Kirchenvorstandes sind die Greeter vor dem Gottesdienst, sie begrüßen die Gottesdienstbesucher und überreichen das Gesangbuch, das heute aktuell ist. Nach dem Gottesdienst dann Begegnung, Kirchencafé mit Essen und Trinken im Querriegel der Kirche. Da viele Mitglieder von Pfarrgemeinderat und Kirchenvorstand da sind, können viele Fragen oder praktische Hilfen gleich erledigt werden. Dieses Jahr haben wir zum Beispiel schon 400 gebrauchte und reparierte Fahrräder verschenken können. Wie will eine Familie, die von Hartz IV lebt, sonst an Fahrräder für die Kinder kommen?!



Ein wohlhabendes Ehepaar aus einem anderen Stadtteil hat uns soeben 50 Einräder gekauft. Für Mädchen in der Pubertät fast so schön wie ein Pferd.

Die Reinigung von Kirchen und Pfarrzentrum übernehmen die „Putzengel“, ein Team von 34 Menschen. Zumeist ältere Damen, aber auch junge Familienväter, für die Arbeiten auf Leitern oder mit schweren Geräten. Die Chefin ist eine resolute Rentnerin, die alles genau durchplant. Zwei Damen, die nicht mehr gut laufen können, bereiten derweil die Kaffeepause vor und machen liebevoll dekorierte Schnittchen.

Jeder packt mit an

Weil wir keine Gemeindefreierin und keinen Kaplan mehr haben, ist die Ökumene die Rettung. Die evangelische Jugendleiterin ist sozusagen der Kaplan im Viertel. Seit 18 Jahren leitet sie mit einem Team unsere Kinderstadt in den Sommerferien. 600 Kinder sind dabei in einem Wäldchen in unserem Stadtteil. Jedes Jahr bildet sie knapp 100 Jugendliche zu Leiterinnen und Leitern für die Kinderstadt aus, unterstützt von Menschen von hier, zum Beispiel macht der Arzt den Erste-Hilfe-Kurs. Gut 250 erwachsene Helferinnen und Helfer machen drei Wochen in den Sommerferien mit. 17 Frauen in der Küche, 40 Rentner als Nachtwachen im Wechsel, andere waschen die



Spültücher, begleiten die Ausflüge, backen Kuchen. Die Kinder schlafen zu Hause, so können sich die jugendlichen Leiter erholen. Jeweils drei oder vier Jugendliche leiten eine der 27 Kindergruppen. Die intensive Begegnung in den drei Wochen bewirkt, dass sie die Kinder danach auch im Alltag treffen. Sozusagen die Erkennungsmelodie: Wir halten zusammen im Veedel. Nähere Informationen im Internet unter www.hoevi-land.de – die Kinderstadt hat den Namen HöVi-Land nach unseren beiden Stadtteilen Höhenberg und Vingst.

Weitere Projekte

Aus der Sommeraktion ist die ökumenische Familienwerkstatt entstanden. Das ganze Jahr über ein Programm ähnlich einer Familienbildungsstätte, nur ohne angestelltes Personal. Hier gilt, was auch für die Kirchenreinigung zutrifft: Wenn viele anpacken, klappt es gut. Also sind die Menschen im Veedel selber die Experten. Ob beim Familienwochenende, beim Vater-Kinder-Klettern, beim Familienfußball oder beim Wellness-Tag der Mütter – jede und jeder trägt bei, was sie oder er gut kann. Nach dem Motto: Keiner kann alles, niemand kann nichts. Manchmal ist eine gute Ausbildung wichtig, zum Beispiel für das FUN-Projekt. FUN meint Familie Und Nachbarschaft, erfunden von der Diakonie. Hier kommen an acht Tagen acht Familien zusammen, um zu lernen, wie Familie gut funktioniert. Ganz praktisch: Wie kann man Streit anfangen und aufhören, wie spielen Kinder und Eltern miteinander, wie können Eltern über ihre Kinder sprechen, wie bedienen die Kinder ihre Eltern bei Tisch, wie geht Ausflugsplanung. Je eine Familie kocht vor den Treffen für alle acht. Nach den FUN-Treffen ist ein Familienkreis entstanden, ohne dass er sich so nennt. Bei den letzten Kursen waren je vier Familien türkischer Abstammung dabei. Zuerst kamen nur

¹Franz Meurer: geb. 1951, Studium der Katholischen Theologie und Sozialwissenschaften; seit 1992 als streitbarer „rheinischer Christ“, wie er sich selbst nennt, Pfarrer der katholischen Gemeinden – und sozialen Brennpunkte – Höhenberg und Vingst in Köln.



die Frauen mit ihren Kindern, dann auch die Väter. Zweimal im Jahr organisiert die evangelische Jugendleiterin Ausflüge für alle FUN-Gruppen, zuletzt in den Krefelder Zoo.

Leben mit Ressourcenknappheit

Elinor Ostrom hat 2009 den Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften bekommen, als erste Frau überhaupt. Ihr ganzes Leben hat sie über Ressourcenknappheit geforscht. Wer findet Lösungen, wenn das Wasser knapp wird, das Meer überfischt ist oder die Allmende überweidet? Die Lösungen kommen nicht von oben, vom Staat, der Verwaltung, von der Hierarchie. Die besten Experten sind die betroffenen Menschen vor Ort! Man muss Bedenkenträger und Besserwisser in Schranken weisen und das Problem gut umschreiben. Dann kommt es in intensiver Kommunikation der Betroffenen zur Problemlösung durch konstruktive Verträge.

Diese Forschungsergebnisse haben uns sehr beflügelt! Denn wir hatten schon länger erkannt, dass Menschen mit knappen Ressourcen an Arbeit, Bildung und sozialen Kontakten nicht Teil des Problems, sondern Agenten der Lösungen sind. Zum Beispiel die Verwahrlosung im öffentlichen Raum. Ein armes Viertel, von Segregation und Segmentierung gebeutelt, kann schnell zur „Broken Window Area“ werden. Wenn die Umgebung der Menschen verwahrlost, dann wirkt es sich auf das soziale Verhalten aus. Weil unsere arme Stadt nur noch die Hälfte der Mitarbeiter im Grünflächenamt hat, kümmern wir uns selbst um Baumscheiben, Wiesen und Schulhöfe. Jeden Tag ist eine Gruppe von acht bis zehn Menschen im Viertel tätig: Hartz-IV-Empfänger, Ein-Euro-Jobber, junge Menschen im Freiwilligen Sozialen Jahr. Morgens treffen sie sich zu einem kräftigen Frühstück unter der Kirche.



Blühendes HöVi

180 Beete im Viertel, 51.000 Osterglocken im Frühjahr, ganz neu 70 Stockrosen zeugen vom „Blühenden HöVi“. Viele Beete haben Nachbarn als Paten; besonders eifrig sind hier Mitbürger aus der Türkei und aus Italien. Auch 41 Hundetütenkästen werden von Paten betreut und bestückt. Im Advent hängen drei Männergruppen 130 Sterne mit Glühbirnen an die Straßenlaternen. 40 Tannenbäume, vier Meter hoch, stehen dann an den Straßen. Die Kinder in Kindergärten und Schulen schmücken sie. Wenn dann ein Kind beim Spaziergang sagt: „Papa, die zwei Sterne habe ich gebastelt“, wächst wieder ein Stückchen Veedelsbewusstsein. Die Kölner Gruppe „Bläck Fööss“ (Nackte Füße) singt: „In unserem Veedel hält mer zesamme, ejal wat och passet.“ Soziologisch heißt das Sozialraumorientierung und beschreibt gut unseren Ansatz. Die Kirche ist ein öffentlicher Raum für alle im Stadtteil. Wer sich mit seinen Fähigkeiten einbringen will, ist herzlich eingeladen. Dies gilt nicht nur ökumenisch, sondern für alle Menschen guten Willens. Übrigens ist ökumenische Zusammenarbeit zumeist halb so teuer und doppelt so gut. Ökumene stärkt die Konfession! Wenn unsere katholischen Gruppenleiter in den Weihnachtsferien mit den evangelischen wegfahren (diesmal sogar zum Skifahren, aber günstig, mit Selbstversorgung), dann blödeln sie zusammen zwar: „Ihr habt ja Weihrauch, wir brauchen Hasch“, aber sie erfinden auch ein Quiz: Was ist katholisch, was evangelisch. Und beim Weltjugendtag wurde die evangelische Kirche zum Café für die gut 2.000 Gäste im Stadtteil; mit unserer katholischen Kirche wäre es nicht möglich gewesen. Revanchiert haben sich die katholischen Jugendlichen mit engagiertem Einsatz beim Evangelischen Kirchentag zwei Jahre später auch in Köln. Beim Ökumenischen Kirchentag in München haben dann über 100 Christen von hier das Familienzentrum gemeinsam gestaltet, HöVi on tour.

Identifikationsmuster

Ein afrikanisches Sprichwort lautet: „It takes a village to raise a child.“ Es braucht ein ganzes Viertel, um ein Kind großzuziehen! Was für den äußeren Sozialraum gilt, trifft erst recht zu für die Erziehung und Bildung der Kinder und Jugendlichen. „Neighborhood does matter“ heißt ein

Artikel in der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (4/2010). Hier wird berichtet von der ersten empirischen Untersuchung, die nachweist, dass das Viertel für den Bildungserfolg bedeutsam ist. Es geht darum, ob es für junge Menschen positive Identifikationsmuster gibt. Also Vorbilder, wie es sich zu lernen und zu leben lohnt. Mit unserer Sozialraumorientierung möchten wir solche Identifikationsmuster anbieten. So möchten fast alle Jugendlichen LeiterInnen in der Kinderstadt HöVi-Land werden. In achtzehn Jahren haben wir über 1.500 junge Menschen dafür ausgebildet. Mit der Botschaft: Wer HöVi-Leiterin oder -Leiter ist, muss auch so auftreten, das ganze Jahr über! Mit den sechs Schulen im Viertel arbeiten wir intensiv zusammen. Zum Beispiel haben wir für die Schülerinnen der Hauptschule ein Kampfsportstudio in der Nähe einmal in der Woche gebucht. Der Trainer vermittelt ihnen Körper- und Selbstwertgefühl. Ohne Jungs, für die gibt es einen Fitnessraum im Schulkeller.

Denk- und Sprachtraining im Kindergarten

Mit dem Kindergarten im Veedel machen wir ein Denk- und Sprachtraining. Damit die Erzieherinnen Zeit dafür haben, ist in den fünf evangelischen und katholischen Kindergärten je ein Jugendlicher im Freiwilligen Sozialen Jahr tätig. Zumeist Jungen, denn die spielen dann Fußball mit den Kindern! Die türkischen Mütter sagten: „Wenn wir das Training auch auf Türkisch bekommen, üben wir auch mit unseren Kindern.“ Dank edler Spender konnten wir das Heft in einer Auflage von 1.000 Exemplaren drucken (gerne schicken wir ein Muster zu). Da unsere Kirche voll unterkellert ist, bieten wir dort viermal im Jahr Kurse für den Flurförderfahrzeugführerschein an. Für viele junge Menschen ist die Prüfung auf dem Gabelstapler die



erste, die sie bestehen. Da die meisten türkischer Abstammung sind, spricht der Fahrlehrer auch Türkisch und Kurdisch. Bei der Bewerbung für eine Stelle im Lager oder Handel war der Führerschein schon oft hilfreich, zuerst einmal stärkt er das Selbstbewusstsein.

Gastfreundschaft – Ömesons – Öffentlichkeit – Stolz

Es gibt bei uns auch Kleiderkammer und Lebensmittelausgabe, jede Woche für 350 Menschen. Diese Angebote sehen wir kritisch, machen aber weiter, weil die Menschen sagen: Macht weiter, es hilft uns. Besser wäre, wenn die Menschen nicht Schlange stehen müssten, um einige Lebensmittel zu erhalten. Derzeit überlegt der Pfarrgemeinderat, wie die Hilfsangebote freundlicher und weniger demütigend gestaltet werden können. Unser Kölner Kardinal Meisner sagt: „Liturgie ohne Diakonie ist Götzendienst.“ Die Caritas Jesu gewinnt am Gründonnerstag bei der ersten Heiligen Messe ihre Form in der Fußwaschung. Macht es mir nach, sagt Jesus. In seiner Abschiedsrede an die Jünger wird die Diakonie zum Erkennungszeichen der Christen: Daran können die Menschen sehen, dass ihr zu mir gehört, dass ihr einander Liebe schenkt. In unserem Sozialraum handeln wir nach vier Prinzipien:

- 1.) **Aufsuchende Gastfreundschaft.** Wir warten nicht ab, bis einer kommt. Bei Problemen gehen wir darauf zu. Zum Beispiel: Als die Polizei um Hilfe bei Drogenproblemen bat, richteten wir sogleich eine Drogenberatungsstelle im Kirchturm ein und hängten einen Spritzenautomaten der Aidshilfe an den Turm.
- 2.) **Gratuité** – eine Eigenschaft Gottes im Französischen. Auf Kölsch: ömesons. Mit Geld kann man bei uns nichts kaufen. Schon ein Pfarrfest, wo man bezahlen muss, würde die Armen ausschließen. Da der Glaube ein Geschenk ist, nie ein Verdienst, entspricht ihm das praktische Prinzip der Unentgeltlichkeit. Reiche Spender können gerne dafür sorgen, dass dies klappt.
- 3.) **Öffentlichkeit.** Die Kirche, die Räume und die Ressourcen der Gemeinde gehören allen im Viertel. Wenn muslimische Gruppen um einen Raum bitten, verlegen wir gerne unsere eigenen Buchungen.
- 4.) **Stolz.** Die Menschen sollen stolz sein können auf das, was sie gemeinsam leisten. Als die Geschäftsleute einer zentralen Kölner Einkaufsstraße kürzlich die Weihnachtsbeleuchtung nicht finanziert bekamen, sagten unsere Leute stolz: Bei uns brennen die Lichter, denn wir machen es ja selbst.

Zusammenhalt gestalten heißt: die Menschen zusammenbringen

Dekan Ralph Hartmann, Evangelische Kirche in Mannheim, und Stadtdekan Karl Jung, Katholische Kirche in Mannheim

Unsere Gesellschaft driftet immer mehr auseinander. Das betrifft unsere materiellen Ressourcen, unsere Wertorientierungen und Lebenshaltungen, die Perspektiven unserer Lebensentwürfe. Arme und Reiche, Migranten und Deutsche, Gebildete und Bildungslose – sie alle sollen und wollen Teil unserer Gesellschaft sein. Doch wo können sie mit ihren ganz unterschiedlichen Bedürfnissen zusammenkommen?



II. Teil
Handlungsfelder
Zusammenhalt gestalten
Praxisbeispiele aus
Mannheim

13. April 2013
**Bundesweite
Eröffnung
in Mannheim**

Kirchen nehmen ihre gesellschaftliche Verantwortung wahr, wenn sie sich dieser Frage stellen und den Anspruch ernst nehmen, beizutragen zu einer versöhnten Gesellschaft. Es ist Friedensarbeit, wenn die Begegnung von Wohlhabenden und Bedürftigen gefördert wird. Es geht auch um Gerechtigkeit, wenn inmitten eines überbordenden Sinnangebotes Orte erhalten bleiben, die Begegnung und Spiritualität in traditionellen und modernen Formen erlauben. Auch denen Teilhabe am gesellschaftlichen Leben zu ermöglichen, deren Bildungsstatus und Portemonnaie das nicht erlauben, gestaltet den Zusammenhalt in unserer Stadt.

Mannheim – eine Metropole, in der Toleranz Tradition hat

Die bundesweite Eröffnung der *Woche für das Leben* lenkt den Blick nach Mannheim, in eine Metropole voll herzlichem Charme und markanten Kanten. Eine Stadt, in der 328.000 Menschen aus 180 Nationen leben und in der 38 Prozent der Einwohner einen Migrationshintergrund haben. 1995 wurde in Mannheim die damals größte Moschee Deutschlands eingeweiht – direkt neben einer christlichen Kirche. Ein Alleinstellungsmerkmal Mannheims ist, dass hier ein einziger Straßenzug Kirchen, Synagoge und Moscheen verbindet und dass Reiche und Arme, Migranten und Deutsche so nahe beieinander leben. Hier ist Begegnung anders möglich als zwischen Neukölln und Charlottenburg in Berlin.

Noch immer ist Mannheim eine Stadt für den zweiten Blick, mit seiner City im berühmten Quadrate-Grundriss, mit wie idyllische Dörfer anmutenden Stadtteilen, mit Stadtvierteln voll lebendiger Kreativität, die an solche mit sozialen Brennpunkten grenzen. Eine Stadt mit viel Innovationskraft, in der Toleranz Tradition hat.

In Mannheim, so besingt es Cris Cosmo, Absolvent der Popakademie, muss man zwei Mal weinen: Ein Mal, wenn man herkommt, und ein zweites Mal, wenn man wieder gehen muss. Denn wer die Stadt kennenlernt, lernt sie zu lieben. Mannheim gilt es zu entdecken, die Schönheit liegt nicht offen. Aber wer sie durchstreift, erlebt auch die eklatanten Unterschiede zwischen großzügigen Villenvierteln und der bitteren Armut anderer Stadtteile. Beides aber ist deutlich und ehrlich formuliert. Der Mannheimer ist direkt und ohne Umschreibungen.

Gegensätze fordern uns als Kirche heraus

Kirchen wollen und sollen sich öffnen für unterschiedliche Lebenswelten und Milieus. In Veranstaltungen und Projekten gelingen Begegnungen und werden Brücken gebaut, die sonst in der Gesellschaft unmöglich scheinen. Die Kirche erhebt ihre Stimme für die Stummen. Kirchen in der Stadt ermöglichen Teilhabe – gerade für Kinder und Jugendliche, die aus den Bildungsprozessen herausfallen, und auch viele andere, deren Leben längst ohne jede Chance scheint.

Es ist eine Frage unserer Glaubwürdigkeit, ob wir als christliche Konfessionen gemeinsam handeln und den freundschaftlichen Dialog mit anderen Religionen pflegen. Zusammenhalt gestalten gelingt nur, wo dies im ökumenischen Geist geschieht. Die Kirchen sprechen zunehmend mit einer Stimme, gerade auch bei Diskussionen über Fragestellungen der Gestaltung des öffentlichen Lebens.

Freundschaftlicher Dialog als Weg

In diesem Bewusstsein haben die evangelische und die katholische Kirche in Mannheim als erste Dekanate in Deutschland im Jahre 2008 eine ökumenische Rahmenvereinbarung geschlossen, die die ökumenische Zusammenarbeit zum Wohle der Stadt festschreibt. Als hörbares Zeichen erklingt jeden Mittag um zwölf Uhr in dem bundesweit einzigartigen ökumenischen Bildungszentrum sanct clara die Mannheimer ÖkumeneGlocke und trägt ein Zeichen des Friedens in die Stadt. Mit dem Forum der Religionen, bei dem Christen, Muslime und Juden einen Dialog auf Augenhöhe führen, erfährt die Ökumene in Mannheim eine Weitung, die für ganz Mannheim erlebbar wird:

Knapp einen Monat nach der Eröffnung der *Woche für das Leben*, am 8. Mai, veranstalten die abrahamitischen Religionen ein Fest des Miteinanders, wenn sie zur „Meile der Religionen“ an eine rund 250 Meter lange Tafel mitten in der Innenstadt unter freiem Himmel zu gemeinsamem Essen und Gesprächen einladen. Zusammen gestalten und gemeinsam feiern.



Mannheimer Vesperkirche

Zusammenhalt gestalten

Pfarrerin Ilka Sobottke, CityGemeinde Hafen-Konkordien

Wenn vier Wochen lang jeden Tag mehr als fünfzig Ehrenamtliche fast fünfhundert Bedürftige an Tischen bedienen, das Geschirr abräumen und Kaffee kochen, spülen und Brötchen für den Abend schmieren; wenn Banker, Anwälte, Ingenieure und Unternehmer, Juweliere und ein Fernsehkoch Essen spendieren, selbst kochen und servieren; wenn Rentnerinnen und Rentner wieder einmal richtig gebraucht werden und Schülerinnen und Schüler aus behüteten Familien in Kontakt kommen mit Leuten, die auf der Straße leben, gerade aus der Psychiatrie entlassen sind oder aus dem Knast; wenn Künstlerinnen und Künstler aller Musikrichtungen von Klassik über Tanz zu Weltmusik, sich drängeln, um bei Benefizkonzerten auftreten zu dürfen, wenn das alles voll Respekt und Freundlichkeit gelingt und zum Schluss alle erfüllt und erschöpft, begeistert und voll Dankbarkeit nach Hause ins Villenviertel oder ins Männerwohnheim oder auf den Kaufhauslüftungsschacht gehen:

Dann ist in Mannheim Vesperkirche.

16 Jahre Mannheimer Vesperkirche

16 Jahre lang gibt es das jetzt schon. 1998 fand die erste Vesperkirche in Mannheim auf Initiative des damaligen Mannheimer Dekans und heutigen Landesbischofs Dr. Ulrich Fischer nach dem Vorbild der Stuttgarter Vesperkirche statt. Damals gegen den Widerstand einer Gemeinde, die

sich sorgte um das frisch renovierte Gotteshaus – man hätte ja schließlich auch in den Gemeindesaal gehen können mit dieser Armenspeisung.

Aber genau das ist das Besondere: In der Kirche wird gegessen und in der Kirche gelingen rund um das Essen Begegnungen, die sonst kaum denkbar wären. Und das Wichtigste immer wieder: Bei uns sollen die Armen nicht Schlange stehen, nicht schon wieder wie auf all den Ämtern, sie werden bedient, zuvorkommend und aufmerksam. Und die bedienen, sind auch noch da zum Zuhören: für Sorgen, Nöte und Geschichten, die sonst keine Zuhörer finden. Zugleich ist die Vesperkirche immer auch eine Brücke: Die in Not sind, erhalten hier medizinische Versorgung, es gibt Seelsorge und Sozialberatung durch die Diakonie. Die Idee ist, weiterzuhelfen, nicht nur im Augenblick, wenn irgend möglich zu unterstützen, damit einer herausfindet aus der Sucht oder Schuldenfalle.

Die Vesperkirche ist eine prophetische Veranstaltung. Nichts hat die Kirche in Mannheim so nachhaltig verändert in den letzten Jahren wie dieses Projekt: Die CityKirche Konkordien ist heute nicht mehr nur vier Wochen im Jahr offen und dann wieder geschlossen, sie ist jeden Tag geöffnet und immer ist da jemand, der zuhört. Und nicht nur diese Kirche, viele Kirchen in der Stadt sind inzwischen die Woche über geöffnet.

Fakten zur Vesperkirche

Die Mannheimer Vesperkirche, gegründet 1998

Ort: CityKirche Konkordien
Start: immer am 6. Januar
Dauer: rund vier Wochen
Geöffnet: täglich 11 – 15 Uhr
Angebote: Mittagessen, Kaffee & Kuchen, Vesper

- täglich 500 Gäste und mehr
- täglich 50 ehrenamtliche Helfer
- insgesamt sind rund 600 Ehrenamtliche im Einsatz
- aus Spenden finanziert
- mit diakonischer Beratung und medizinischer Hilfe
- begleitet von täglichen Andachten, einer thematischen Predigtreihe und zwei Benefizkonzerten

www.vesperkirche-mannheim.de
www.kindervesperkirche.de
www.kinderkaufhaus-mannheim.de

Die Diakonie hat sich wieder den Gemeinden angenähert, weil hier die Räume sind, um sich den Menschen in Not zuzuwenden. Diakonie und verfasste Kirche gemeinsam bemühen sich um die Menschen in ihrer Not.

In Gottesdiensten finden sich auf einmal auch die, die ihr ganzes Leben in Tüten mit sich tragen. Pfarrern und Pfarrerinnen haben in der Vesperkirche gelernt, dass sie nicht zu predigen brauchen vom Teilen, da wo es geschieht, sondern begreifen müssen dass Menschen, die aus dem Geist Gottes handeln, Bestätigung brauchen und Ermutigung.

Denn die Vesperkirche hat die Welt nicht verändert. Es gibt heute, auch in Mannheim, mehr Armut als vor 16 Jahren. Die Einführung von Hartz IV und die Steuergesetze unseres Landes haben zu einem wachsenden Gerechtigkeitsproblem in Deutschland geführt – und in einer Stadt wie Mannheim ist das besonders zu spüren: als ärmste Stadt im reichsten Bundesland eines der reichsten Länder der Welt. Und da gibt es Kinder, die im Winter mit Stoffturnschuhen durch die Gegend laufen, Leute, die sich wegen der Kosten nicht zu heizen trauen, und immer mehr, die nicht wagen, zum Arzt zu gehen, weil die hygienischen Verhältnisse, in denen sie leben, sie unzumutbar für jedes Wartezimmer machen. Die Vesperkirche spült die Dramen der Armut nach oben. Dabei sind es nur die Ärmsten, nicht die Allerärmsten, die hierher kommen, es sind nicht

VESPERKIRCHENSPLITTER

Ein Gast meint:

Ich habe auch darüber nachgedacht, warum ich herkomme. Ich war auch schon ganz unten, aber jetzt ist es wieder besser. Ich fühle mich oft oder meistens irgendwie nicht zugehörig. Ich hätte schon genug Geld, zu Hause zu essen. Aber da bin ich ganz allein, und selbst wenn ich in ein Restaurant gehen würde, da sitzen auch alle ganz allein. Hier sind so viele Fremde zusammen und trotzdem reden sie miteinander. Mir fällt es vielleicht leichter, mit Fremden zu reden. Wenn einer mir nicht passt, kann ich mich am nächsten Tag wieder an einen anderen Tisch setzen, oder wenn jemand nett ist, dann kann man weiterreden am nächsten Tag. Und dann kennt man sich schon ein bisschen und auf der Straße sagt einer „Hallo.“ Das ist doch schon was ...

die Zwangsprostituierten aus Bulgarien und nicht die Flüchtlinge. Aber es sind die vielen, deren Leben kaum eine Perspektive mehr hat. Viele, die nie ein Zuhause hatten, nur Heim und Psychiatrie, die Familien mit Gewalt und Missbrauch erlebten, andere, die einmal ganz bürgerlich waren und dann irgendwann, erkrankt an Leib oder Seele, traumatisiert durch Unfälle und Schläge, aus ihrem sozialen Gefüge herausgestürzt sind.

Viele auch, die sich redlich bemühen, und doch reicht es hinten und vorne nicht. Ganze Familien kommen an den Wochenenden und sparen, damit dann die Heizung bezahlt werden kann und der Strom und vielleicht doch mal ein Pullover oder Schuhe für die Kinder.

500 Gäste täglich

Von Jahr zu Jahr kommen mehr Gäste. 60 waren es im ersten Jahr, heute sind es rund 500 täglich. Eine Gemeinschaft ist gewachsen, viele Ehrenamtliche kennen viele Gäste seit Jahren. Das verändert auch die Begegnungen in der Stadt. Die Vesperkirche ist ein Akt der „Ent-Anonymisierung“, sie wirkt der sozialen Segregation, also der Distanzierung unterschiedlicher Milieus entgegen. Auch bei den Benefizkonzerten sitzt der großzügige Spender neben dem Obdachlosen und alle geben etwas: der eine 100 Euro, die andere einen Knopf.

600 Ehrenamtliche in diesem Jahr

Jedes Jahr kommen mehr und andere Ehrenamtliche zum Helfen. Das soll so sein, alle werden „angelernt“ und eingearbeitet. 2013 sind es über 600 Personen, die über vier Wochen verteilt mitarbeiten.

Und die erzählen von dem, was sie hier erleben. Eine sagt: „Ich weiß jetzt, wie wertvoll es ist, dass ich nach Hause

VESPERKIRCHENSPLITTER

Ein Gast erzählt:

Ich war immer viel krank, schon als Kind, aber dann hatte ich einen Unfall, mein Kopf wurde dabei aufgerissen, bei Kindern ist der Kopf empfindlich und das Gehirn, deswegen rede ich heute so langsam. Ich habe viel geweint. Ich weiß noch, wie mein Bruder mich besucht hat im Krankenhaus. Ich wollte nicht, dass er weggeht. Ich war ja noch ganz klein. Aber meine Eltern mussten viel arbeiten, also war ich immer allein.

Und heute kann ich nicht arbeiten, weil ich so krank bin. Und trotzdem weiß ich: Selbst wenn ich keine Arme und Beine mehr hätte, ich würde Gott trotzdem lieben, immer, mein Leben lang, weil Gott mich liebt.

fahren kann, dass ich eine warme Wohnung habe und etwas zu essen im Kühlschrank. Ich wusste nicht, dass all das nicht selbstverständlich ist. Wie gut, dass ich hier ein wenig davon weitergeben kann. Ich gehe so reich beschenkt nach Hause, das hätte ich nie erwartet.“

Jeden Tag kommen Leute, die mithelfen wollen. Und die Vesperkirche braucht immer neue Helfer, die sich begeistern lassen von der Sehnsucht, die Welt zu verändern. Denn die Vesperkirche lebt aus der Gewissheit, dass die Welt nicht so bleiben darf, wie sie ist. Die vielen, die mitarbeiten, erleben, dass sich Wirklichkeiten verändern, zumindest für die Momente der Gemeinschaft, in der die einen für die anderen da sind, Zeit schenken und Freundlichkeit und vieles mehr. Kein Lächeln ist umsonst und jeder Dank klingt lange nach, macht die Seelen weit und satt.

Vesperkirche stellt die Frage nach Gerechtigkeit

Dennoch: Die Vesperkirche kann sich nicht selbst genügen, sondern stellt immer neu die Frage nach der Gerechtigkeit. Solange Menschen in Armut in unserem Land zu hören bekommen, dass sie nicht genug leisten, um sich etwas leisten zu können, dass sie einfach nichts verdient haben außer dem Allernötigsten, dass sie überflüssig sind; solange sich die Armen ihrer Armut schämen und nicht die Reichen der Armut ihrer Nachbarn, ändert sich nicht genug.

VESPERKIRCHENSPLITTER

Einer der Helfer erzählt:

Ich konnte mir nicht vorstellen, was das heißt, wenn die Leute sagen, dass es Arme gibt hier bei uns. Dann hab ich mit der Frau geredet. Die hat da gegessen und ihre Augen haben geleuchtet und sie hat geweint, als sie das Essen gesehen hat auf ihrem Teller. Und dann hat sie erzählt, dass sie drei Tage nichts gegessen hat als Brot mit Margarine. Und ich hab sie gesehen, wie sie ihren Braten gegessen hat, das war unglaublich ...

Die Vesperkirche sollte ein Projekt werden, das auf die Armut in unserer Gesellschaft hinweist, keine Dauereinrichtung – inzwischen wissen alle, dass es Armut gibt, und es ist weitgehend akzeptiert, und die Vesperkirche wird es auch die nächsten Jahr geben.

In der Ideologie des Liberalismus lässt sich sogar formulieren, der Zweck der Armen bestehe darin, dass sie die anderen an ihre Verantwortung für die Gesamtgesellschaft erinnern und ihnen helfen, zu verstehen, wie viel sie haben. Ein neuer Zynismus der Barmherzigkeit macht sich breit, der keine Notwendigkeit darin sieht, die Not der Bedürftigen zu wenden.

Unterstützung für Bedürftige ist das ganze Jahr nötig

Solange sich die Schere zwischen Arm und Reich immer weiter öffnet, wird die Vesperkirche weiterhin Menschen nur eine Erleichterung verschaffen. Genau das aber ist der nächste Lerneffekt der Vesperkirche: Es gibt so viel Armut und Not in dieser Stadt, dass das ganze Jahr Unterstützung für Bedürftige nötig ist.

So gibt es mehrere Projekte, die aus der Mannheimer Vesperkirche entstanden sind: Die KinderVesperkirche, die seit 2008 im Advent zwei Wochen lang in der evangelischen Jugendkirche geöffnet ist. Dort erhalten Schulklassen ein Mittagessen mit anschließendem Bastel- und Spielprogramm. Mit diesem Konzept gibt es in der Jugendkirche das ganze Jahr über den Mittwochstisch für Schulklassen; das Kinderkaufhaus Plus an der Diakoniekirche, wo Familien günstig einkaufen können und mit dem Motto „Geben – Nehmen – Weitergeben“ der Transfer zwischen Überfluss und Mangel gestärkt und auch viel Wissen weitergegeben wird; Diakoniepunkte in mehreren Gemeinden, mit Mittagstisch und Cafébetrieb, es gibt offene Weihnachtsfeiern und viele Beratungsangebote ganz nahe dran an den Problemlagen.

Immer wieder sind es Diakonie und Gemeinden gemeinsam, die sich denen, die es am meisten brauchen, zuwenden. Keine Gerechtigkeit wird geschaffen durch all diese Projekte, aber die Wirklichkeit wird nicht hingenommen als unveränderlich. Der Wohlfahrtsstaat wird seinen Aufgaben nicht gerecht.

Eine Stimme gegen die Selbstverständlichkeit der Armut in unserem reichen Land erhebt die Vesperkirche. Und sie wird weitergetragen von vielen, die hier einen neuen Zusammenhalt erfahren haben.





VESPERKIRCHENSPLITTER

Über einen Gast:

Zartherzig

Ich kenne ihn seit Jahren. Immer wieder hat er mir die Geschichte seines Lebens erzählt, von allem, was ihn verletzt hat: der Tod des Vaters, der Stiefvater, die Schläge. Wie er angefangen hat mit den Drogen. Ich kannte ihn benommen und so stoned, dass ihm beim Essen die Augen zufielen und er auf dem Stuhl wankte.

Manchmal war er laut, andere haben sich beschwert. Aber er selbst hat sich nicht mehr gespürt und hatte keine Ahnung, dass er anderen auch Angst machte. Jetzt ist es ganz anders mit ihm: Die Augen sind klar und sehen mich immer lächelnd an, er geht aufrecht und ohne jedes Wanken, beschwert sich, weil er erkältet ist.

Jeden Tag kommt er zum Essen in die Kirche, freut sich und unterhält sich, erzählt auch von seinen Sorgen und wie er die jetzt Stück für Stück angeht. Sein Blick ist klar, er macht anderen Komplimente, bedankt sich höflich und ist voller Freundlichkeit. Ein sanfter Mann, sehr empfindlich. Er ist einer von denen mit den zarten Herzen, dünnhäutiger vielleicht als andere. Einer, den das Leben leichter aus der Bahn schmeißt.

*Es gibt die Zartherzigen und es gibt die Hartherzigen – dieser ist zartherzig. **Stärkt die müden Hände und macht fest die wankenden Knie! Saget den verzagten Herzen: Seid getrost, fürchtet euch nicht! Seht, da ist euer Gott. Gott kommt und wird euch helfen.** So steht es im Trostbuch des Propheten Jesaja.*

Wie er das geschafft hat, dass es ihm jetzt so viel besser geht, will ich wissen. „Ich war im Knast, Entzug halt“, sagt er, grinst zufrieden und freut sich immer noch. Wankt nicht und verzagt nicht. Nicht heute.

VESPERKIRCHENSPLITTER

Eine ältere Besucherin erzählt:

Wir kommen ja schon seit Jahren her, wir sind alt und zu Hause ist keiner. Platz genug, andere einzuladen, haben wir nicht. Und so zu kochen für alle, wer kann das schon. Hier jedenfalls haben wir Gesellschaft. Das ist so schön, wir kommen jeden Tag. In der Kirche zu sitzen und zu essen, das ist einfach etwas ganz Besonderes. Einmal war ich zufällig auf einem Foto in der Zeitung, da haben meine Verwandten gesagt, ich tät den Armen das Essen wegessen. Die haben das nicht verstanden, warum ich herkomme. Aber jetzt haben sie es eingesehen. Man ist auch arm, wenn man so allein ist. Und hier sind wir so reich beschenkt. Nicht nur wegen dem Essen, sondern vor allem wegen der Gemeinschaft.

„Kirche findet Stadt“ Ökumenisches Leuchtturmprojekt in der Quartierarbeit

Caritasverband Mannheim e.V.

Gemeinsam wollen Diakonie und Caritas im Mannheimer Stadtteil Neckarstadt-West etwas bewegen: Die Initiative „Ökumenisches Netzwerk Mannheim-Neckarstadt“ ist Teil des bundesweiten Projekts „Kirche findet Stadt“.

Das Netzwerk bildet den Regionalknoten für den Raum Süden – den einzigen ökumenischen Regionalknoten im gesamten Bundesgebiet. Es besteht aus der Diakoniekirche Plus und dem Quartierbüro Wohlgelegen, welches vom Caritasverband Mannheim, der GBG – Mannheimer Wohnungsbaugesellschaft und der Pfarrgemeinde St. Bonifatius getragen wird.

Netzwerkarbeit in enger ökumenischer Abstimmung

Die Netzwerkarbeit zu intensivieren, Angebote aufeinander abzustimmen und dabei alle Bereiche im Blick zu haben, ist Ziel des „Ökumenischen Netzwerks Mannheim-Neckarstadt“. Pfarrer Dr. Vincenzo Petracca von der Diakoniekirche Plus erklärt: „Außer den Kirchen gibt es in der Neckarstadt-West kaum Institutionen, die über die inneren Stadtteilgrenzen hinweg arbeiten. Wir gehen in die Offensive,

um die Stadtteilentwicklung voranzubringen.“ Benjamin Klingler vom Quartierbüro Wohlgelegen ergänzt: „Mit der Kooperation unsere Projekte möchten wir ein abgestimmtes Hilfenetz über die gesamte Neckarstadt als dem bevölkerungsreichsten Stadtteil Mannheims spannen.“ Quartierbüro und Diakoniekirche beteiligen sich auch, um aktiv an der Quartiergestaltung weiterzuarbeiten. Kooperationspartner sind kommunale Wohnungsbauträger, das Jobcenter Mannheim, das kommunale Quartiermanagement, freie soziale Träger, freie Kulturträger und Kulturschaffende, Schulen und Vereine, Gewerkschaften, kommunalpolitische Gremien und kommunale Verwaltung. Das alles findet in enger ökumenischer Abstimmung statt. Ziel ist die Aufwertung des Stadtteils in der eigenen Wahrnehmung und die Verbesserung des Ansehens. Ferner soll eine bessere Vernetzung der Kirchen in den Stadtteil hinein und mit den zivilgesellschaftlichen Akteuren erreicht werden.

Projekt: Quartierbüro „Wohlgelegen“

Das Quartierbüro Wohlgelegen will eine ganzheitliche Aufwertung des Quartiers erreichen. „Wir sind erst einmal der Ansprechpartner für alle Themen und wollen darüber hinaus die Menschen im Stadtteil zur Mitgestaltung bewegen“, erklärt Benjamin Klingler. So geht es auf den Wunsch der Bewohner nach Begegnungsmöglichkeiten zurück, dass jährlich ein Herbst- und ein Stadtteilstadtteilfest veranstaltet werden. Ein Einkaufsshuttle verbessert die Mobilität älterer Menschen. Einmal wöchentlich ist die Caritas-Sozialberatung vor Ort. Und gemeinsam mit der Pfarrgemeinde St. Bonifatius wird einmal im Monat ein warmes Essen für einen Euro angeboten, da viele Stadtteilbewohner wenig Geld haben. Die Pfarrgemeinde unterstützt die Quartierarbeit überdies, indem sie Räume zur Verfügung stellt.

Projekt: Diakoniekirche Plus

Die Diakoniekirche Plus möchte in einzigartiger Weise eine Kirche des Wortes und der Tat sein. An der Diakoniekirche Plus wirken evangelische Ortsgemeinde und Diakonisches Werk plus soziale Projekte zusammen. Das Ziel ist eine soziale, psychische und spirituelle Armutsbekämpfung.



Neben Seelsorge und Spiritualität werden im Kirchenraum ein Arbeitslosencafé, Rechts-, Sozial-, Wohn- und Suchtberatung angeboten, im Gemeindehaus gibt es einen Mittagstisch für Kinder. Durch das Netzwerk von diakonischen und freien Trägern wird sozial Benachteiligten in einem Brennpunkt-Stadtteil geholfen, neue Wege in den Sozialraum zu finden. Das soziale Zentrum hilft Menschen in Notlagen ganzheitlich und fördert durch Veranstaltungen den sozialpolitischen Diskurs in Mannheim.

„Kirche findet Stadt“ wirkt bundesweit

Das Kooperationsprojekt „Kirche findet Stadt“ haben das Diakonische Werk der evangelischen Kirche und der Deutsche Caritasverband entwickelt. Es wird im Rahmen der



nationalen Stadtentwicklungspolitik im Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung bis März 2013 gefördert. „Kirche findet Stadt“ hat bundesweit 36 Projektstandorte, 16 davon in Baden-Württemberg. In den letzten Jahren haben Themen der Stadt- und Dorfentwicklung und sozialräumliche Ansätze in Kirchengemeinden, Pfarreien und Pfarrgemeinschaften – vor allem im Zuge

Mannheimer Integrationsbegleiter – Eine Brücke in die deutsche Gesellschaft

Caritasverband Mannheim e.V.

Im freundschaftlichen Umgang die deutsche Sprache und Kultur kennenlernen – auf dieser Idee basiert das Projekt „Mannheimer Integrationsbegleiter“, das der Caritasverband Mannheim 2006 ins Leben gerufen hat. Jeweils ein deutschsprachiger Ehrenamtlicher und ein Migrant oder eine Migrantin bilden ein sogenanntes Tandem. Sie treffen sich mindestens einmal pro Woche, reden miteinander, unternehmen etwas und üben so gemeinsam in Alltagssituationen die deutsche Sprache. Dabei geht es auch um das Kennenlernen der hiesigen Kultur und damit die gesellschaftliche Integration. Ein Thema, das für Mannheim besonders wichtig ist, schließlich leben dort Menschen aus 180 Nationen, 38 Prozent der Einwohner haben einen Migrationshintergrund.

Seit Beginn des Projekts haben rund 170 Einheimische, von denen 20 Prozent selbst einen Migrationshintergrund haben, mit mehr als 400 Migranten Tandems gebildet. Manche begleiten sogar mehrere Migranten gleichzeitig. „Die ehrenamtliche Begleitung ist eine wichtige Ergänzung zu den Integrationskursen des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge sowie der Migrationserstberatung“, sagt Caritas-Abteilungsleiterin Sigrid Kemptner. „Ich bin begeistert vom Engagement der Ehrenamtlichen und vom Enthusiasmus der Migranten, die sich in den Tandems zusammenfinden“, ergänzt Caritas-Mitarbeiterin Ingeborg Bohnert, die das Projekt betreut. Eine Integrationsbegleiterin, die sich schon in mehreren

Tandems engagiert hat, ist beispielsweise die pensionierte Krankenschwester Sieglinde Eiermann. „Es geht darum, die Menschen an die Hand zu nehmen und in allen Lebenslagen für sie da zu sein“, sagt sie. Eine ihrer Tandempartnerinnen war Suna Ciftci aus der Türkei. Sie war mit 16 Jahren nach Deutschland gekommen. Bei einem ersten Treffen beim Caritasverband lernten sich die beiden kennen und verstanden sich auf Anhieb. Sie unternahmen Ausflüge in die Umgebung, gingen in den Park und ins Museum, bummelten über den Weihnachtsmarkt. „Suna rief mich an, wenn sie Sorgen und Probleme hatte“, berichtet Sieglinde Eiermann. Sie half der jungen Frau bei der Suche nach einem Praktikumsplatz und einer Ausbildungsstelle, sprach ihr Mut zu, als viele Absagen kamen, freute sich mit ihr, als sie einen Ausbildungsplatz zur Krankenschwester bekam. „Es ist wichtig, das Selbstbewusstsein zu stärken.“ Mittlerweile hat Suna als eine der Besten das Examen bestanden und ist gerade dabei, sich als Fachkrankenschwester zu qualifizieren. Sie steht immer noch in Kontakt mit Sieglinde Eiermann und besucht sie regelmäßig in Mannheim.

„Die Ehrenamtlichen sind eine Brücke in die deutsche Gesellschaft“, sagt Ingeborg Bohnert von der Caritas. Erst einmal durch den Kontakt an sich, denn die meisten Migranten hätten keine deutschen Bekannten oder Freunde. Aber auch durch die gemeinsamen Unternehmungen: „Viele Migranten kennen nur die unmittelbare



Umgebung ihrer Wohnung.“ Um beispielsweise ins Theater zu gehen, brauche es eine vertraute Person. Das Projekt wurde vom früheren baden-württembergischen Innenminister Heribert Rech als „gelebte Integration“ gewürdigt und 2009 vom Oberbürgermeister der Stadt Mannheim ausgezeichnet.

Eine besondere Herausforderung war die deutsche Sprache für die Kurdin Fatma Güzel: Zusammen mit der Sprache musste die damals 23-Jährige Lesen und Schreiben lernen. Unterstützt wurde sie dabei von ihrer Integrationsbegleiterin, der ausgebildeten Psychiaterin und Ärztin Doris Kübler. Die beiden trafen sich zwei- bis dreimal in der Woche, lernten zusammen oder gingen

der Neuorientierung der Pastoral – stärker an Bedeutung gewonnen. Die Akteure vor Ort sind herausgefordert, sich mit Entwicklungen im lokalen Gemeinwesen zu befassen, die sowohl kirchlich-diakonische wie auch zivilgesellschaftliche und ökumenische Perspektivfragen betreffen. Diskutiert werden Themen wie demografischer Wandel, generationengerechte und familiengerechte Nachbarschaft, Armut und Mangel an Teilhabe, Bildung vor Ort, Inklusion und Integration, Nahversorgung und Mobilität. Dabei sind ganzheitliche Zukunftskonzepte nicht nur in kirchlichen Gremien, sondern in Zusammenarbeit mit anderen gesellschaftlichen Partnern zu entwickeln. Die Kirchen mit ihren Wohlfahrtsverbänden bringen sich in diesem Sinne bereits vielerorts in Prozesse der integrierten



Stadt- und Gemeindeentwicklung ein und verstehen sich mit ihren ehrenamtlich und hauptamtlich Engagierten als relevante Partner in den Quartieren und Stadtvierteln.

auf Entdeckungstour in der Region. „Kino, Theater und der Besuch von Museen standen bei uns auf dem Programm. Wir haben aber auch zusammen den Balkon bepflanzt“, erzählt Doris Kübler. Das gemeinsame Ziel: Fatma Güzel möchte ihren Hauptschulabschluss und dann eine Ausbildung in der Altenpflege machen. „Ich schaue, was sie braucht, und dann unterstütze ich das“, sagt Doris Kübler.

Bei der Suche nach einem Ausbildungsplatz half auch Verlagsangestellte Ulrike Richter ihrer Tandempartnerin. Vathsala Mathan war aus Sri Lanka nach Deutschland gekommen. Als die beiden sich kennenlernten, sprach sie schon recht gut Deutsch. Vathsala Mathan wollte Krankenschwester werden, und die beiden erarbeiteten zusammen Bewerbungen. Heute macht die 28-Jährige eine Ausbildung im Krankenhaus und ist dort gut integriert. „Sie erzählt mir, wie der Unterricht gelaufen ist, und fragt mich bei Problemen um Rat“, erzählt Ulrike Richter. Für die 60-Jährige ist es das zweite Tandem, sie hat vorher eine Vietnamesin begleitet. „Beide waren unglaublich offen für unsere Kultur, das finde ich ganz toll“, sagt sie. Aus der Begleitung nehme sie selbst auch viel mit: „Es macht mir Spaß, und ich erfahre viel über die andere Kultur.“

Voraussetzung für die Ehrenamtlichen ist neben guter Kenntnis der deutschen Sprache in Wort und Schrift, dass sie mindestens zwei Stunden pro Woche Zeit haben. Sie erhalten zur Vorbereitung eine Schulung, werden fachlich begleitet und können an Treffen zum Erfahrungsaustausch mit den anderen Ehrenamtlichen teilnehmen.

Meile der Religionen

Pfarrerin Ilka Sobottke, CityGemeinde Hafen-Konkordien

Kaum eine Stadt, in der alles so eng beisammen ist wie in Mannheim: Arm und Reich, Migranten und Deutsche, verschiedene Religionen und Gotteshäuser.

Ideale Vorbedingung, um sich nahe zu kommen – auf die eine oder andere Weise.



In der 400-jährigen Geschichte der Stadt verlief das Zusammenleben nicht immer konfliktfrei, aber bereits im 17. Jahrhundert rief der Kurfürst alle „rechtschaffenen“ Personen gleich welcher Herkunft auf, sich in Mannheim anzusiedeln. Es kamen französische Hugenotten und niederländische Reformierte, Katholiken aus allen Ländern und Juden, zuweilen wurde mehr Französisch als Deutsch gesprochen auf den Straßen. Dies führte zu einem über Jahrhunderte währenden bunten und zumeist friedvollen Miteinander von Christen verschiedener Konfessionen und Juden. Die jüdische Gemeinde hatte eine wichtige Rolle im Leben der Stadt, blieb jedoch auch in Mannheim vom Schrecken des Nationalsozialismus nicht verschont. Dennoch: Insgesamt gelang das Zusammenleben der Konfessionen und Religionen untereinander sehr gut; in der liberalen Kurpfalz wurde und wird Toleranz großgeschrieben. Während der letzten Jahrzehnte vervollständigte sich das Bild der abrahamitischen Religionen: Neben der jüdischen und den christlichen Gemeinden etablierten sich etliche muslimische Gruppen von mehrheitlich aus der Türkei stammenden Menschen, aber zum Beispiel auch aus Bosnien, Syrien, Albanien, Algerien und dem Iran.

Wechselseitiger Respekt

Für ein gutes Miteinander setzen sich sowohl die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit als auch die christlich-islamische Gesellschaft ein. Inzwischen ist das „Forum der Religionen“ fester Bestandteil des interreligiösen Dialogs, hier treffen sich Juden, Christen und Muslime. Gute Kontakte bestehen nicht nur zwischen den Gemeindeleitungen; die Berührungspunkte sind vielfältig und von wechselseitigem Respekt, dem Wunsch einander zu verstehen, Freundlichkeit, ja häufig Freundschaft getragen.

So haben die Kirchen die Idee des Baus einer Moschee unterstützt, indem sie in der Öffentlichkeit deutlich machten, wie wichtig es ist, dass die Muslime aus den Hinterhofmoscheen herauskommen.

Interreligiöser Dialog und echte Begegnung

Mannheim hält mit Stolz auf seine offene und tolerante Tradition. Die Kirchen, die jüdische Gemeinde und mehrere Moscheegemeinden tragen diese Idee mit: Gemeinsam



stehen wir ein für den Frieden in der Stadt und darüber hinaus. Ökumenische Einrichtungen bestimmen das Stadtbild mit, wie das ökumenische Bildungszentrum sanct clara. Die jüdische Gemeinde beteiligt sich mit wichtigen Beiträgen am kulturellen und religiösen Leben der Stadt. Viele Moscheegemeinden sind offen, freuen sich über Besucher und sind gerne zum Dialog bereit.

Die Kirchen in der Innenstadt, Synagoge und Moschee liegen rein räumlich wie an einer Perlenkette aufgereiht an einer Straße, mit einem kleinen Schlenker bis hin zu den beiden großen Moscheen im Stadtteil Jungbusch. Als die Mannheimer Quadrate noch Straßennamen trugen, hieß diese Straße Kirchenstraße.

Fest der Gemeinschaft und des Friedens

Aus dieser Tatsache ist eine Idee entstanden: Juden, Christen und Muslime laden gemeinsam ein zum Essen, zum Gespräch, zur Begegnung. Zu einem Fest der Gemeinschaft und des Friedens. 2007 feierte Mannheim seine Stadtgründung vor 400 Jahren. Der Vorabend zu Himmelfahrt 2007 wurde der Abend der ersten „Meile der Religionen“. Etwa 500 Ehrenamtliche aus den unterschiedlichsten Gemeinden der ganzen Stadt brachten Töpfe und Schüsseln an eine lange Tafel aus Tischen, die quer über den Marktplatz, entlang der Straße und vorbei an Kirchen bis hin zur Synagoge aufgestellt waren. Tagelang war halal und kosher gebrutzelt und gebacken worden.

Alle Gotteshäuser waren geöffnet. Zu Beginn ein Brotsegnen und Gebet mit Imam und Dekanen und dem Kantor der jüdischen Gemeinde. Dann ein Platzregen, eilig wurden

Tische und Bänke in die Kirchen und die Synagoge getragen. Muslime bauten ihr Essen im Altarraum auf, Hunderte von Menschen strömten binnen Kürzestem herein und überall rückten die Mitglieder der verschiedenen Gemeinden eng zusammen. Ein eindrucksvolles Miteinander und ein wunderbarer Auftakt, rund 3.000 Besucherinnen und Besucher fand diese erste „Meile der Religionen“. Und sofort gelang, was das Wichtigste an der Idee war: Der Funke sprang über, nicht mehr nur Gemeindeleitungen und Pfarrer sind miteinander im Gespräch, sondern Gläubige aus den Gemeinden und Skeptiker und Zweifler. Die erste war so wunderbar, dass 2009 bereits die zweite „Meile der Religionen“ stattfand, diesmal bei strahlendem Wetter, mit dem Ergebnis, dass noch viel mehr Menschen dabei waren, vor allem auch mehr Passanten, die einfach so dazukamen, und wie in Mannheim nicht anders denkbar, war es zugleich eine Armenspeisung.

Forum der Religionen

Aus der Notwendigkeit, diese Veranstaltung gut miteinander zu organisieren, entwickelte sich ein stabiles Gremium, das inzwischen regelmäßig Gemeindeleitungen und Verantwortliche der Kirchen, der Moscheegemeinden und der jüdischen Gemeinde zusammenführt. Das Forum der Religionen ermöglicht kurze Wege, um sich abzustimmen, gemeinsam auf öffentliche Diskussionen und Konflikte zu reagieren und auch untereinander anstehende Schwierigkeiten zu lösen.



Die „Meile der Religionen“ – im Jubiläumsjahr eingerichtet – wird 2013 wieder am Vorabend zu Himmelfahrt, dem 8. Mai, die Stadtgesellschaft gemeinsam zum Essen und zur Begegnung einladen. Die „Meile“ erinnert daran, dass die Glaubensgemeinschaften in der Vergangenheit einen wichtigen Beitrag zum Leben der Stadt leisteten und noch heute wirken. Die „Meile“ stellt sich auch gegen die öffentliche atheistische Polemik, die in jeder kriegerischen Auseinandersetzung in der Welt einen Erweis findet für die feindselige und autistische Grundstruktur aller monotheistischen Religionen. Uns verbindet der eine Gott in unserem Reden und Handeln. Kriege und Streitigkeiten zwischen den Religionen entstehen fast immer aus einem Missbrauch der Religionen. Gerade Muslime erleben häufig, wie der militante weltweite Islamismus verwechselt wird mit einer frommen Zuwendung zu Gott.

Vorurteile überwinden helfen

Auch Fernstehende erleben, wie Juden, Christen und Muslime sich in gemeinsamen Projekten und Gottesdiensten erfolgreich um Frieden untereinander, für die Stadt und



darüber hinaus einsetzen. Das gemeinsame Essen am „Langen Tisch“ zur Eröffnung der „Meile der Religionen“ ist dafür ein unübersehbares Symbol. Wir wünschen uns, dass möglichst viele Menschen ihre Vorurteile gegenüber den einzelnen Religionsgemeinschaften ablegen, wenn sie mehr über das Selbstverständnis und die religiöse Praxis von Juden, Christen und Muslime erfahren.

Es ist nur ein Gott, Schöpfer des Himmels und der Erde, an den Christen, Juden und Muslime glauben, das eint uns im Gebet und im Feiern des Friedens, den nur Gott zu schenken vermag.

Geschichte des Forums der Religionen Mannheim

2002

Die Idee einer „Meile der Religionen“ auf der alten Mannheimer Kirchenstraße anlässlich des 400-jährigen Stadtjubiläums 2007 taucht auf.

2005

Erste Zusammenkünfte des „Plenums der Meile der Religionen“ finden statt. Das Plenum besteht aus Vertretern der jüdischen Gemeinde Mannheims, mehrerer Moscheegemeinden, insbesondere der Yavuz-Sultan-Selim-Moschee (DITIB), der Fatih-Moschee IGMG, der Bosnischen Gemeinde und der Ulu-Moschee (VIKZ), der Katholischen Kirche Mannheims, der Evangelischen Kirche Mannheims, der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK), der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Rhein-Neckar, der Christlich-Islamischen Gesellschaft sowie des Mannheimer Instituts für Integration und interreligiösen Dialog.

Mai 2007

Erste Mannheimer „Meile“ als lange Tafel mit circa 500 Ehrenamtlichen aus vielen Gemeinden ganz Mannheims und etwa 3.000 Gästen. Zwischen der CityKirche Konkordien und der Synagoge auf der Straße und in den verschiedenen Gotteshäusern gibt es Essen und Getränke frei, nach dem Prinzip: Die ganze Stadt ist eingeladen und wir, die Religionsgemeinschaften, laden gemeinsam ein. Auf dem Marktplatz findet zu Beginn und am Schluss ein gemeinsames Segensgebet zum Essen statt.

Mai 2009

Zweite „Meile der Religionen“ mit einer ähnlichen Anzahl Ehrenamtlicher und etwa 5.000 Gästen. Aus der bunten Tischgemeinschaft entwickeln sich viele Gespräche.

Juli 2009

Das **Forum der Religionen** wird gegründet. Nun wird regelmäßig, auch unabhängig von Veranstaltungen, der Austausch gepflegt. Alle zwei Monate treffen sich Vertreterinnen und Vertreter der Religionsgemeinschaften.

Das Wissen umeinander steht im Vordergrund. Kurze Wege untereinander und schnelle Reaktion auf Konflikte helfen, Frieden untereinander und in die Stadt hinein zu stiften.

11. September 2011

Interreligiöses Friedensgebet zur Erinnerung an die Ereignisse in New York am 11. September 2001

Mai 2012

Mitwirkung am Katholikentag

8. Mai 2013

3. „Meile der Religionen“

Anregungen für die Gottesdienstgestaltung

Wenn auch Sie in Ihrem Umfeld aktiv werden wollen – hier finden Sie hilfreiche Anregungen.



Elemente für einen ökumenischen Gottesdienst zur *Woche für das Leben* 2013

Thema: Zusammenhalt gestalten

Planungskonferenz des Bistums Fulda und der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck

Lied

Ich singe dir mit Herz und Mund (EG 324, 1 – 3.13)
oder: Nun danket alle Gott (EG 321, GL 266)
oder: Wer nur den lieben Gott lässt walten (EG 369, GL 295)

Eingangspsaln

aus Psalm 138, 8b; 146, 2 – 8/EÜ), abwechselnd gesprochen

Der Herr nimmt sich meiner an. /
Herr, deine Huld währt ewig. /
Lass nicht ab vom Werk deiner Hände!
Ich will den Herrn loben, solange ich lebe, /
meinem Gott singen und spielen, solange ich da bin.

Verlasst euch nicht auf Fürsten, /
auf Menschen, bei denen es doch keine Hilfe gibt.
Haucht der Mensch sein Leben aus /
und kehrt er zurück zur Erde, /
dann ist es aus mit all seinen Plänen.
Wohl dem, dessen Halt der Gott Jakobs ist /
und der seine Hoffnung auf den Herrn, seinen Gott, setzt.
Der Herr hat Himmel und Erde gemacht, /
das Meer und alle Geschöpfe; / er hält ewig die Treue.
Recht verschafft er den Unterdrückten, /
den Hungernden gibt er Brot; / der Herr befreit die Gefangenen.
Der Herr öffnet den Blinden die Augen, /
er richtet die Gebeugten auf.
Der Herr nimmt sich meiner an. /
Herr, deine Huld währt ewig. /
Lass nicht ab vom Werk deiner Hände
(gemeinsam): Ehre sei dem Vater und dem Sohn ...

Tagesgebet

Zur Auswahl

Komm uns nahe, Gott.
Komm mit deiner Gerechtigkeit,
die Verschlussenes öffnet,
die Wohltut und heilt,
dass wir aus uns herausgehen,
dass wir uns zusammentun können
und einander gerecht werden
wie Jesus uns.
Amen.

oder:

Du bist Liebe und Leben, Gott.
Wir brauchen deinen Geist,
damit wir die sehen, die um uns sind.
Schenke uns Zusammenhalt, der trägt.
Schenke uns Gemeinschaft, die heilt,
damit wir unser Leben in deinem Geist führen und
gestalten.
In unseren Geschwistern bist du unser Helfer.
Amen.
(Agende EKKW)

oder:

Gott, du bist uns nahe, bevor wir zu dir kommen.
Du bist bei uns, noch bevor wir uns aufmachen
Siehe auf deine Gemeinde, die auf dich schaut:
Siehe unsere Sehnsucht nach Glück,
unseren Willen zum Guten und unser Versagen.
Erbarme dich unserer Armut und Leere.
Fülle sie mit deinem Leben,
mit deinem Glück, mit deiner Liebe.
Darum bitten wir durch Jesus Christus, unsern Herrn.
Amen.
(Messbuch / Kleinausgabe, S. 314)

Lesung

1. Kor 12, 12 – 26

Halleluja, gesungen (EG 182 oder GL 949)

Predigt

1. Hinführung zum Tag
2. **Markusevangelium 2, 1 – 12**
3. Entfaltung
4. Bündelung

Lied

Selig seid ihr, wenn ihr ...
(EG 599, 1 – 4)

oder:

Wenn das Brot, das wir teilen ...
(EG 632, 1 – 5; GL/FD 955)

oder:

Mit Herzen, Mund und Händen
(EG 321, 1-3; GL 266)

Schlussgebet

Gott, du Quell des Lebens,
es ist ein Wunder,
dass wir jeden Tag neu anfangen können
und den Mut zum Leben in uns finden,
dass wir einen neuen Anlauf nehmen können
und Unterstützung dabei finden.

Gott, du Freund des Lebens,
es ist ein Wunder,
wenn Menschen in unserer Nähe sind,
die spüren, dass wir Hilfe benötigen,
die Mittel und Wege finden, zu helfen
gegen manchen Widerstand.

Gott, der du das Band der Liebe bist,
lass uns wachsam durchs Leben gehen
schärfe unseren Blick für Situationen, die unerträglich
sind in den Häusern und auf den Straßen,
auf den Flüchtlingsbooten und anderswo.
Wecke unsere Kraft, dass wir denen unsere
Aufmerksamkeit schenken, die auf der Straße und in den
Asylantenheimen leben.

Senke deine Worte in unser Herz,
umhülle uns mit deinem guten Geist,
damit wir einander anrühren wie deine Engel
und heilen.
Aufmerksamer Gott,
lass uns aufmerksam sein
für uns selbst,
für einander,
für die Welt,
für dich.

Im Namen Jesu beten wir:
Vater unser ...

Lied

Komm, Herr, segne uns
(EG 170; GL/FD 960)

oder:

So jemand spricht, ich liebe Gott
(EG 412, 1 – 4)

Sendungswort

Lasst uns nun in Frieden gehen: Böses mit Gutem
vergelt, die Kleinmütigen stärken, die Schwachen
stützen, alle Menschen achten und Gemeinschaft gestalten.
Gott, der alles Leben schafft, befreit und heiligt,
geht mit uns.

Aaronitischer Segen

Orgel / Musik

1. So jemand spricht: „Ich liebe Gott“,
hasst Schwestern doch und Brüder.
der treibt mit Gottes Wahrheit Spott
und reißt sie ganz darnieder.
Gott ist die Lieb und will, dass ich
die Nächsten liebe gleich als mich.
2. Wer dieser Erde Güter hat,
und sieht die andern leiden,
und macht die Hungrigen nicht satt,
lässt Nackende nicht kleiden,
der übertritt die erste Pflicht
und hat die Liebe Gottes nicht.
3. Wer seiner Nächsten Ehre schmächt
und gern sie schmähen höret,
sich freut, wenn andre sich vergehn,
und nichts zum Besten kehret;
nicht dem Verleugnen widerspricht,
der liebt auch seine Nächsten nicht.
4. Wir haben einen Gott und Herrn,
sind eines Leibes Glieder,
drum dienet euren Nächsten gern,
als Schwestern und als Brüder.
Gott schuf die Welt nicht bloß für mich,
die andern sind ihm lieb wie ich.

(Gesius 1605 / Chr. F. Gellert 1757)

Textübertragung in gerechte Sprache: Pfarrer Bernhard Scholz

Seligpreisungen

Diakoniefarrerin Anne Ressel, Mannheim

Selig sind, die an Leib und Seele arm sind,
denn ihnen gehört Gottes Welt.
Du sprichst die Armen selig,
ein besonderes Auge hast du auf sie.

Bei dir essen sie nicht
die Brosamen unter dem Tisch,
du tust deine Hand auf,
sättigst sie und richtest sie auf.
Selig sind, die an Leib und Seele arm sind,
denn ihnen gehört Gottes Welt.

Die Welt, wie du sie gedacht hast,
gehört denen,
die du besonders liebst,
weil sie der Liebe besonders bedürftig sind.
Die Welt, wie wir sie draus gemacht haben,
gehört den Reichen und Schönen und Klugen.

Sie sagen: Mein Wille geschehe,
und können ihn durchsetzen
mit Geld und Macht und Gewalt.
Mein Gott, von dir leben alle Menschen,
ob sie es wollen oder nicht.

Du willst das Leben für alle
und nicht den Reichtum für wenige,
ob wir es glauben oder nicht.
So bitte ich dich: Wende unsere Gedanken
und binde sie wieder fest an dich,
verdreh uns den Kopf und rück uns das Herz zurecht,
damit dein Wille geschehe;
damit die Armen selig werden
und deine ganze Welt.

Amen

Anmerkungen zum Evangelium

Diplom-Theologe Norbert Bug, Fulda

Markus 2, 1 – 12: Die Heilung eines Gelähmten

Verse 1 – 4:

Kafarnaum ist „Wohnsitz“ Jesu. Auf seinen Wanderungen durch Galiläa war Jesus dort „zu Hause“. Dort kennt man ihn und interessiert sich für diese berühmte Persönlichkeit. Immer wenn Jesus „zu Hause“ ist, sammeln sich viele Menschen um sein Haus. Sie wollen den „Neuzugezogenen“ hören, er verkündet das Wort Gottes mit Macht. Die Erwartungen an ihn sind sehr hoch.

Hier spielt die Rahmengeschichte für eine Heilungserzählung. Sie ist in Dialogform dargestellt, um die Bedeutung des Heilbringers zu betonen.

Die Menschen „rennen Jesus die Bude ein“, mehr noch: Vier Männer nehmen die Außentreppe, decken das Dach ab und lassen einen Gelähmten auf einer Tragbahre herab genau vor Jesu Füße. Jesus lobt das Vertrauen der Leute, er lobt ihren Glauben. Ihr Glaube ist „stellvertretender, fürbittender“ Glaube.

Vers 5:

Jetzt geschieht unverhofft Neues: Jesus vergibt dem Gelähmten die Sünden.

Der Zuspruch der Sündenvergebung hat grundsätzliche Bedeutung: „Jesus sagte: Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, um die Sünder zu rufen, nicht die Gerechten.“ (2,17) – In der Kontroverse, die in Vers 9 zugespitzt wird, erscheint die Sündenvergebung als die eigentliche Heilung (aphientai = „sind dir vergeben“, aoristisches Präsens). Die Verzögerung – zunächst die Sündenvergebung, dann die Heilung von der Lähmung – scheint gewollt, um den Schriftgelehrten Raum zu geben für ihre Streitfrage.

Verse 6 – 10:

Jesus nutzt die Anwesenheit von Schriftgelehrten in seinem Haus, um seine eigentliche Botschaft zu verkünden. Den Glauben seiner Zeit greift er auf, nach dem Sünde und Krankheit in einem engen Zusammenhang stehen, und treibt den Konflikt auf die Spitze. Durch seine Frage, was leichter sei, Sünden zu vergeben oder zu heilen, konfrontiert er die Menschen mit der Grundfrage: „Für wen haltet ihr mich, wofür haltet ihr den Menschensohn?“ (Mk 8,29)

Die Anwesenden sind ja von dem Glauben getragen, dass Gott allein Sünden vergeben kann. Vielleicht kann mancher große Prophet Krankheiten heilen, aber die Sünden vergeben, das kann nur Gott. Jesus aber tut beides: Zunächst vergibt er dem Gelähmten die Sünden und dann heilt er ihn von der Lähmung. – Gotteslästerung oder Glaube an den Sohn des Allerhöchsten, an den Menschensohn, den Sohn Gottes?

Die Frage nach der Vollmacht wird hier aus einem zweifachen Grund eingefügt. Zunächst steht hier die Frage nach der Vollmacht Jesu. Der eigentliche Erweis vollzieht sich in dem Bekenntnis Gottes zu seinem Sohn in der Taufe Jesu (9,7), in der Verklärung (9,7) und besonders in der Auferweckung (16,6). Die Vollmacht kommt also Jesus als dem „Sohn“ zu in seiner einmaligen Beziehung zu Gott, die in Vers 10 auch mit dem hoheitlichen Titel „Menschensohn“ angezeigt wird.

Aber noch aus einem zweiten Grund scheint die Vollmachtsfrage hier redaktionell eingebaut zu sein: Im frühen Christentum praktizieren die Jünger die Sündenvergebung in den urchristlichen Gemeinden und berufen sich dabei auf die Vollmacht Jesu, an der sie einerseits durch die Weise ihrer Nachfolge und andererseits aufgrund ihrer Beauftragung durch den Auferstandenen teilhaben (Joh 20,23).

Verse 11 – 12:

Jesu befehlendes Wort bewirkt das Wunder. Die Leute reagieren überrascht und entsetzt, aber auch mit dem Lobpreis Gottes, der solches durch seinen Sohn bewirkt.

Was bleibt?

Was bleibt bei mir? – Gerade ich „außer mich“, wenn ich das höre, wenn ich auf Jesus schaue? Glaube ich, dass er Sünden vergeben kann? Damit müsste sich der Glauben anschließen: Jesus ist „mehr als ein großer Prophet“. – Aber ist Jesus für mich der „Sohn Gottes“? – Die Frage bleibt: „Ich aber, was halte ich vom Menschensohn?“

(Vgl. auch: „Die Neue Echter-Bibel“, Kommentar zum Neuen Testament mit der Einheitsübersetzung. K. Kertelge, Markusevangelium. Echterverlag, Würzburg 1994. S. 31 – 33)

Gedankensammlung

Pfarrerin Ingrid Scholz, Kassel

Markus 2, 1 – 12

1. Hinführung

„Engagiert für das Leben: Zusammenhalt gestalten“ – so lautet das Motto für das dritte Jahr des Zyklus.

Das Thema ist sowohl Herausforderung an den Einzelnen wie an die Gemeinschaft.

„Aus vielen Untersuchungen wissen wir, dass gesellschaftliche Institutionen nötig sind, damit wir gemeinsam die Werte realisieren können, für die wir einstehen wollen.“ (Broschüre)

Kreativität und Fantasie sind gefordert – gemeinsam an einen Tisch setzen – aufeinander hören – einander wertschätzen.

„Zusammenhalt gestalten“ geschieht immer auch schon – unterschiedlich – in Kreisen, in denen wir leben:

Familie – KiTa – Schule – Beruf – bei der Arbeit – Vereine – Nachbarschaft (treffen / Hand in Hand, zehn Jahre in Kassel).

Kirchengemeinde (Gemeindeversammlung / Feste)

Gemeinde im Gemeinwesen – Kirche in der Gesellschaft
Projekte von Stadt und Stadtkirchenkreis – für Leute am Rande – Bündnis gegen Gewalt (Ausstellung im Rathaus) – Runder Tisch der Religionen (22.11.2012)

Klima der Verständigung schaffen

Beispiele für Kassel: Stadt der kurzen Wege – Barrierefreiheit – Plätze für Jung und Alt – Hitzetelefon „Sonnenschirm“

Vieles gelingt – manches nicht – manches muss noch auf den Weg gebracht werden.

Was könnte Jesus dazu beitragen?

Was könnte Jesus dazu sagen?

2. Predigttext:

Markus 2, 1 – 12; von Lektor / Lektorin

3. Entfaltung

Dazu fällt mir ein:

a. Der Gelähmte: Ist er körperlich oder seelisch krank? – Heute krank durch Arbeitsstress oder Mobbing?

Vielleicht lebt er in Kafarnaum auf der Straße? Vielleicht traut er sich nicht, seine Wünsche zu äußern, um Hilfe zu bitten?

b. Die vier Männer (Vers 3): Sind es Freunde? Nachbarn? Haben sie die Not des Gelähmten erkannt? Schauen sie nicht weg? Krempeln sie die Ärmel auf, packen an? Sie decken das Dach ab. Wer würde sich das heute schon gefallen lassen?

c. Die Leute, die Menge, die das Haus füllt (Vers 2): Hören

sie dem EINEN gebannt zu? Ist für einen, der Hilfe braucht, da kein Platz und machen sie keinen Platz? Stört die kleine Gruppe nur?

d. Die Schriftgelehrten, Fachleute in Sachen Religion: Machen sie sich im Kopf und im Herzen ihre Gedanken? Haben sie Vorurteile? Hören sie Gotteslästerung? Muss das nicht geahndet werden?

e. Jesus: Ihm wird der Gelähmte vor die Füße gelegt. Wird er provoziert? So wie die Frau aus Syrophönizien um ihrer kranken Tochter willen Jesus provoziert (Markus 7, 27 – 30)? Was wollen die vier Männer Jesus sagen? Mach deine Rede von der Liebe Gottes konkret!

Provoziert nun Jesus seinerseits seine (frommen) Zuhörer? – Will der Evangelist Markus uns das auch sagen? – Gibt es eine Diskussion in der Markusgemeinde? Ist Krankheit eigene Schuld? Sünde? Fern sein von Gott?

Bricht Jesus – der Arzt – mit diesem Verständnis?

Sünde: Schuld des Einzelnen oder auch strukturelle Schuld? Siehe Verhalten der Menge und der Schriftgelehrten.

f. Der Mensch(ensohn): Jesus – die, die ihm nachfolgen – wir: „Gehet hin und tut des Gleichen!“

g. „Ich sage dir, steh auf, nimm dein Bett und geh!“ – Ein Wunder? Ich weiß es nicht!

Sind Heilungen Zeichen der Liebe Gottes zu den Allerärmsten – Zeichen, dass Gott die Verachteten liebt, bei denen ist, die ausgegrenzt sind, am Rande stehen.

Sind Heilungen Hinweise?

4. Schluss:

Aufstehen können: gehört werden, angenommen sein, Mut zum Leben bekommen – dank der vier Männer, dank Jesus – Mut zum Leben geben.

Aufstehen und ein Hinweis der Liebe Gottes werden – da, wo wir stehen – in der Familie, in der Gemeinde, im Gemeinwesen (Asylanten Raum geben)

Das wäre schön!

Amen

Jesus in der Vesperkirche

Jesus kam mit seinen Freunden in die Stadt. Wie immer hatten sie nichts, wo sie schlafen konnten. Sie übernachteten im Park. Am nächsten Tag trafen sie andere, die räumten ihnen einen Platz in ihrer Unterkunft ein, eine verlassene Baustelle – bei dem kalten Wetter schon ganz gut. Die nahmen sie mit in die Vesperkirche, da saßen an den Tischen all die anderen, die Kranken und Arbeitslosen, die vielen Verwirrten, die aus dem Knast, die Süchtigen und die Alleingeblienen, die Geschlagenen und die Schläger. Und die meisten sahen zufrieden aus und manche strahlten. Da waren freundliche Jugendliche, die bedienten sie an den Tischen, Frauen, die Brote schmierten und Kuchen aufschnitten, andere kochten Kaffee, Männer an der Spüle ...

Viele halfen da zusammen, damit alle freundlich bedient werden konnten. Manchmal gab es etwas Unruhe. Einer wollte nicht so lange warten, ein anderer wollte eine zweite Portion Kuchen, und einer fand, er bekäme immer zu wenig, und einer regte sich über einen anderen auf, warum auch immer – alles wurde irgendwie geklärt. Da gab es gute Worte und herzliche Gesten, da wurde gelacht und geweiht und geteilt. Jesus lehnte sich zurück und streckte sich wohligh aus in der Wärme des Raumes und sah das Dach der Kirche schweben und die Engel fröhlich miteinander tanzen und Gott loben.

Andachten

OKRin Cornelia Coenen-Marx, Hannover

Inklusion (Apg 3, 1 – 11)

„Ich denke, dass jeder Mensch im Leben seine Aufgabe hat. Vielleicht ist es bei mir, anderen Menschen zu zeigen, dass man auch mit einer sehr starken Behinderung viel erreichen kann“, sagte Thomas Quasthoff in einem Interview. Er war einer der international bekannten Baritonsänger, bis er seine Gesangskarriere nach einer schweren Kehlkopfentzündung beendete. Der weltbekannte Künstler ist behindert, weil seine Mutter während der Schwangerschaft Contergan genommen hat. In dem Interview erzählt er, wie schwer es war, sich seinen Weg an die Spitze zu erkämpfen. Mit seiner Begabung ernst genommen – und nicht auf seine Behinderung reduziert zu werden. Er erzählt, dass er keinen Platz an einer Musikhochschule bekam, aber auch, dass er manchmal das Gefühl hatte, einen Behindertenbonus zu bekommen. Und trotzdem sagt er: „Ich bin kein verbitterter Mensch.“ Thomas Quasthoff hat seinen Platz gefunden. Von Anfang an hatte er Menschen um sich, die ihn respektierten – die Eltern, die ihm eine normale Kindheit ermöglichten, Lehrer, die ihm halfen, seine Begabung zu entwickeln einen Bruder, der stolz auf ihn war.

Thomas Quasthoff will sich nicht über seine Behinderung definieren. Kontakt zu anderen Contergan-Geschädigten hat er nie gesucht. Ich kann das verstehen. Zu den sichtbaren und unsichtbaren Grenzen, die unsere Gesellschaft spalten, gehört auch die zwischen behinderten und nicht behinderten Menschen. Dabei sind die Leistungen für behinderte Menschen in Deutschland sehr gut. Unsere Hilfesysteme funktionieren. Aber wir neigen eben auch dazu, die Menschen, um die es geht, vor allem als Hilfeempfänger zu sehen – und Hilfeleistungen vor allem in Geld zu berechnen. So reden wir viel über Geld für Sozialsysteme – Gesundheitswesen, Reha, Behindertenhilfe – , aber wenig über unser Zusammenleben.

Das soll sich nun ändern. Vor vier Jahren hat der Bundestag die UN-Konvention für die Rechte von Menschen mit Behinderungen ratifiziert. Dieser Rechtsakt ist Zeichen für eine gesellschaftliche Veränderung, die überall sichtbar, hörbar und greifbar werden soll. In integrativen Schulen und Kindergärten, in der Gestaltung von Städten und Wohnungen, aber auch in unserer Sprache. „People First“ heißt es bei den Befürwortern der Konvention. Ob wir behindert oder nicht behindert, krank oder gesund sind, ist zweitrangig – entscheidend ist, dass wir Menschen sind. Thomas Quasthoff zum Beispiel ist ein Mensch mit einer Behinderung – vor allem aber ist er ein großer Sänger. Die UN-Konvention für die Rechte von Menschen mit Behinderungen ist Teil einer Emanzipationsbewegung, die unsere Hilfesysteme vom Kopf auf die Füße stellen kann – weg

von der Behindertenhilfe, hin zur Inklusion. Was das bedeuten kann, davon erzählt eine Geschichte aus der ersten Christengemeinde in Jerusalem. Auf dem Weg in den Tempel begegnen Petrus und Paulus einem lahmen Mann. Er sitzt an der Tempeltür und bittet um Almosen – es ist ein bekannter Platz für Bettler. Die meisten werden im Vorbeigehen etwas in seinen Korb gelegt haben. Petrus aber nimmt Kontakt auf. „Sieh uns an“, sagt er, und der Bettler wartet gespannt, was jetzt geschieht. „Silber und Gold habe ich nicht“, sagt Petrus. „Aber was ich habe, das gebe ich dir. Im Namen Jesu Christi von Nazareth: Steh auf.“ Er nimmt seine Hand und richtet ihn auf, und das Wunder geschieht: Der Mann kommt auf die Beine, er kann stehen und geht jetzt gemeinsam mit Petrus und Johannes in den Tempel.

Einer, über den man geflissentlich hinwegsieht, wird angesehen, er gewinnt Ansehen und richtet sich auf. Der Bettler vor der Tür überschreitet die Schwelle; er gehört jetzt zur Gemeinschaft der Beter. Die Grenze ist aufgehoben, die Gesunde von Kranken trennt, behinderte von nicht behinderten Menschen. Das irritiert. Aber das ist gemeint, wenn von Inklusion die Rede ist. Darum geht es vom Kindergarten über die Schule bis zu den Kirchengemeinden. Inklusion ist kein Sparpaket – integrative Schulen und Arbeitsplätze kosten Geld. Aber es geht nicht um Geld; es geht um Augenhöhe und um Respekt. So wie in der Geschichte von Petrus und Paulus, die nichts hatten außer Glauben und Hoffnung. Aber die genügen, um alles zu ändern.

Hausarbeitsgrenze (Apg 6, 1 – 10)

Wenn in unserer Gesellschaft über Armut gesprochen wird, ist meist von Alleinerziehenden die Rede, von Müttern, die ein oder zwei Kinder ohne Vater großziehen, freiwillig oder unfreiwillig. Frauen, die Job, Erziehung und Hausarbeit unter einen Hut bekommen müssen. Die meisten wollen nicht bemitleidet werden. Sie bewältigen ihren Alltag sehr erfolgreich. Aber viele bleiben trotzdem auf Geld aus dem Jobcenter angewiesen. Kinder zu erziehen, gehört in unserer Gesellschaft zu den größten Armutsrisiken. Zwischen allein lebenden Erwerbstätigen und Familien, die Kinder oder Pflegebedürftige zu versorgen haben, klafft ein tiefer Graben. Nicht nur im Lebensstil, sondern auch im Einkommen. Migrantenfamilien mit vielen Kindern und prekären Beschäftigungsverhältnissen bekommen das besonders zu spüren. Was türkische oder arabische Mütter leisten, um ihren Kindern Halt und Zukunft zu geben, wird aber selten erwähnt. Ihre Armut bleibt unsichtbar.

Die Theologin Luise Schottroff hat einmal von der Hausarbeitsgrenze gesprochen, die die Gesellschaften spaltet. Politik und Wirtschaft werden von denen bestimmt, die Einkommen erarbeiten und Steuern zahlen. Noch immer sind es meistens Männer. Die Arbeit in den Familien dagegen – Hausarbeit, Erziehung und Pflege – bleibt unsicht-

bar. Noch immer wird sie zu großen Teilen von Frauen übernommen. Und schlecht oder gar nicht bezahlt. Das meint Luise Schottroff mit der Hausarbeitsgrenze. Wie sie sich auswirkt, hat die Theologin an einer Geschichte aus der ersten Christengemeinde gezeigt. Damals war in Jerusalem eine Tafel eingerichtet worden. Die ersten Christen nahmen die Mahlzeiten gemeinsam ein. Auch die, die sich nicht selbst versorgen konnten, waren eingeladen. Hier sollte jeder satt werden.

Aber selbst an diesem Tisch blieben einige Unterschiede schmerzhaft spürbar. Wie so oft gab es Spannungen zwischen Einheimischen und Migranten, zwischen den jüdischen Christen aus Jerusalem und denen, die aus der Fremde gekommen waren. Die einen sprachen Hebräisch, die anderen Griechisch. Diese Griechinnen und Griechen gehörten zur gleichen Gemeinde, aber so ganz gehörten sie doch nicht dazu. Am schlechtesten ging es damals den griechischen Witwen. Frauen ohne Einkommen. Frauen, die einst eine ganze Familie versorgt haben, sich selbst jetzt aber nicht versorgen können. Sie sitzen ganz unten an der Tafel, sie müssen von dem leben, was dort unten ankommt. Aber kaum einer schaut hin. Die Armut dieser Frauen bleibt unsichtbar. So wie die Armut der Migrantinnen bei uns, die Armut der Alleinerziehenden oder die der alten Frauen mit ihren kleinen Witwenrenten.

Damals aber kommt Bewegung in die Geschichte. Denn die griechischen Männer empfinden die Ungerechtigkeit. Sie beklagen sich und ihr Ärger trifft auf offene Ohren. So wird in der Gemeindeleitung überlegt, was geschehen muss, damit diesen Frauen Gerechtigkeit widerfährt. Die Benachteiligten brauchen Anwälte, die ihre Sache in die Hand nehmen. Und die Gemeinde braucht Diakone, Leute, die sich einfühlen können und für die Armen eintreten. Dass die griechischen Männer die Versorgung der Witwen zu ihrer Sache gemacht haben, war ein entscheidender Schritt. Jetzt werden sieben von ihnen als Diakone berufen. Die Apostelgeschichte erzählt, welche Kräfte frei werden, wenn Menschen bereit sind, für andere einzutreten, wenn Menschen, die am Rande stehen, integriert werden. Die griechischen Diakone sind jetzt Teil der Gemeindeleitung und sie beginnen, das Evangelium in ihrer eigenen Sprache zu predigen. Zugehörigkeit macht stark.

Die Frauen allerdings blieben damals stumm. Nur für einen kurzen Moment war das Licht auf sie gefallen – aber bis zur vollen Teilhabe war und ist es noch ein weiter Weg. Heute aber nehmen Frauen ihre Sache mehr und mehr selbst in die Hand. So wie die Stadtteilmütter in Köln oder Kreuzberg. Türkische und arabische Mütter, die anderen Migrantinnen helfen, sich in Deutschland zurechtzufinden. Im Stadtteil und in der Schule, auf den Ämtern und im Gesundheitswesen. Das tut den Familien gut, und es verändert den Stadtteil. Zugehörigkeit macht stark. Das gilt bis heute.

Impressum

Herausgeber

Sekretariat der
Deutschen Bischofskonferenz
Kaiserstr. 161
53113 Bonn

Kirchenamt der Evangelischen Kirche
in Deutschland
Herrenhäuser Str. 12
30419 Hannover

www.woche-fuer-das-leben.de

Geschäftsstelle

Sekretariat der
Deutschen Bischofskonferenz
Bereich Pastoral, Bonn
Dr. Hans-Gerd Angel

Redaktion

Dr. Ralph Poirel, Bonn
Dr. Hans-Gerd Angel, Bonn
OKRin Cornelia Coenen-Marx, Hannover

Gestaltung

faktor – Die Social Profit Agentur
www.em-faktor.de

Druck

Gmähle-Scheel Print-Medien,
Waiblingen-Hohenacker

Bildnachweise

Illustrationen Titel und Innenteil: Jonas Laugs
KNA-Bild (Seite 5, 6, 9)
epd-Bild (Seite 27)
Pfarrer Franz Meurer (Seite 10 - 13)
Stadt Mannheim (Seite 14)
Alex Kästel (Seite 16 - 20)
Caritasverband Mannheim e.V. (Seite 21 - 23)
Kirsten de Vos (Seite 24 - 26)

Autorinnen und Autoren

Diplom-Theologe Norbert Bug, Fulda
OKRin Cornelia Coenen-Marx, Hannover
Dekan Ralph Hartmann, Mannheim
Stadtdekan Karl Jung, Mannheim
Pfarrer Franz Meurer, Köln
Diakoniepfarrerin Anne Ressel, Mannheim
Pfarrerin Ilka Sobottke, Mannheim
Pfarrerin Ingrid Scholz, Kassel
Pfarrer Bernhard Scholz, Kassel

Wissenschaftlicher Beirat der *Woche für das Leben*

Prof. Dr. Franz-Josef Bormann, Tübingen
Prof. Dr. Andreas Kruse, Heidelberg
Dr. Manfred Lütz, Köln
Dr. Gotlind Britta Ulshöfer, Frankfurt
Dr. Hubert Wissing, Bonn



2011

Einsatz mit Gewinn

Im ersten Jahr des Dreijahreszyklus ging es unter dem Motto „Engagiert für das Leben: Einsatz mit Gewinn“ um den uneigennütigen, unentgeltlichen Einsatz für andere, um soziales Engagement von Bürgerinnen und Bürgern. Immerhin jede und jeder Dritte in Deutschland engagiert sich ehrenamtlich – viele davon in den Kirchen, in Diakonie und Caritas. Ihr Einsatz in Krankenhäusern und Hospizen, in Schulen und an Mittagstischen für Kinder trägt entscheidend dazu bei, dass die soziale Stabilität unserer Gesellschaft erhalten bleibt und dass soziale Probleme überhaupt wahrgenommen und thematisiert werden. Mit der *Woche für das Leben* 2011 lenkten wir den Blick auf den persönlichen Einsatz von Christen und verknüpften uns zugleich mit dem Europäischen Jahr der Freiwilligentätigkeit.



2012

2012

Mit allen Generationen

Im zweiten Jahr wurden das Miteinander und die Solidarität der Generationen hervorgehoben. Wir erleben zurzeit einen rasanten demografischen Wandel in unserer Gesellschaft: Auf der einen Seite haben wir es mit einer ansteigenden durchschnittlichen Lebenserwartung zu tun – wir leben länger und gesünder –, auf der anderen Seite mit einer „Unterjüngung“ – die Zahl der Kinder ist, wie in allen westlichen Gesellschaften, in den letzten Jahrzehnten gesunken. Wie erhalten wir in dieser Situation das gute Miteinander zwischen Alten und Jungen – in den Familien, die zum Teil schon aus vier Generationen bestehen, aber auch in der Gesellschaft – zum Beispiel in den sozialen Sicherungssystemen? Was lernen wir von guten Initiativen – von Mehrgenerationenhäusern, Familienzentren und Tageseinrichtungen, die mit Altenzentren zusammenarbeiten? Das Jahresmotto für 2012 hieß: „Engagiert für das Leben: mit allen Generationen“.



2013

2013

Zusammenhalt gestalten

Im abschließenden Jahr des Dreijahreszyklus wird in den Blick genommen, wie das Miteinander vor Ort gelingen kann: in den Kommunen, auf die vielfältige Herausforderungen zukommen, in Vereinen und Verbänden, aber auch und nicht zuletzt in den Kirchen mit ihren Gemeinden und Diensten. Aus vielen Untersuchungen wissen wir, dass gesellschaftliche Institutionen nötig sind, damit wir gemeinsam in der Lage sind, die Werte zu realisieren, für die wir eintreten wollen. 2013 geht es also um Fragen der Subsidiarität, um „Kirche in der Gesellschaft“ und „Gemeinde im Gemeinwesen“. Was kann geschehen, wenn finanziell schwache Kommunen Schwimmbäder und Bibliotheken schließen? Wie können Gemeinden gemeinsam mit anderen das Gemeinwesen gestalten? Welche Infrastruktur brauchen Familien und Ältere für ein gelingendes Leben an ihrem Wohnort? Dafür wurde das Motto gewählt: „Engagiert für das Leben: Zusammenhalt gestalten“.